

## INHALT

Über die Kulturgeschichte des „Alten Friedhofes“ in Neustrelitz (1769–1945) <i>Annalise Wagner</i> . . . . .	7
Bibliothek, Archiv und Museum in Neustrelitz 1796–1950 / <i>Horst Börjesson</i> . . . .	39
Wüste Kirchen im alten Land „Müritz“ / <i>Hans-Joachim Deppe</i> . . . . .	51
Ein Mecklenburger vor Troja / <i>Otto E. Heipertz</i> . . . . .	70
Großmama / <i>Christian Bourjau</i> . . . . .	76
Rückblick auf das Landestheater / <i>Gerassimos Avgerinos</i> . . . . .	80
Laudatio für Frau Gertrud Bergmann, Berlin . . . . .	82
In memoriam Herrn Dr. Ernst Urbahn und Frau Herta / <i>Lotte Kiesel</i> . . . . .	85
Drei Buchbesprechungen . . . . .	87



Zesterfleth – Kapelle auf dem alten Friedhof in Neustrelitz,  
erb. 1784

# Carolinum

Historisch-literarische Zeitschrift



---

47. Jg. – Nr. 89

Göttingen

Sommer 1983

**Alle Rechte vorbehalten**

Die Bezugsgebühren sind im Beitrag enthalten

Einzelheft 15,- DM

Herausgegeben von der Altschülerschaft des ehemaligen Carolinum Neustrelitz

Schriftleitung:

für den Hauptteil Architekt Regierungsbaumeister a. D. Roderich Schröder

3101 Wietze / Wieckenberg, Stechinellstraße 11

Ruf 0 51 46 / 84 74

für die Vermischten Beiträge Ingenieur Michel Wolfgang Ludewig

2407 Bad Schwartau, Lindenstraße 64c

Ruf 04 51 / 2 58 40

Gesamtherstellung: Göttinger Tageblatt GmbH & Co – Druckhaus Göttingen

# Über die Kulturgeschichte des „Alten Friedhofes“ in Neustrelitz (1769 – 1945)

Von Annalise Wagner

Es gibt in alten Großstädten, wie etwa in Leipzig und Berlin Friedhöfe von kulturhistorischer Bedeutung, die im 18. Jahrhundert oder früher angelegt wurden. Auch in mittelgroßen deutschen Städten gibt es sie noch vereinzelt, zumal wenn sie ehemalige Residenzen waren oder geistiger Mittelpunkt – wie z. B. ein berühmtes Hoftheater oder andere kulturelle Einrichtungen besaßen, um die sich Persönlichkeiten der Musik, Dichtung oder bildenden Kunst scharten.

Solche alten Friedhöfe werden heute noch gern von Freunden und Forschern der Kulturgeschichte viel aufgesucht. – Sie geben uns einen Einblick in die Gestaltung damaliger Grabdenkmalkunst und des Kunstgewerbes, das sich in Tafeln, Epitaphien, Wandgräbern, Säulen, Kreuzen, Graburnen, geschmückt mit vielfältigen Symbolen aus der Tier- und Pflanzenwelt, wie Rankenornamenten und Laubgewinden, Wappen oder Porträts in Sandstein, Holz, Schmiedeeisen oder Granit zeigte.

Heute ist das unverbildete Kunsthandwerk, das früher eine große Rolle in der Grabdenkmalkunst spielte, nicht mehr zu finden. Industriell gefertigte Denkmale und Schrifttafeln stehen am Kopfende eines Grabhügels. Ab und zu findet sich noch ein großer Findling oder ein Marmorkreuz. Im 18./19. Jahrh. waren Bildhauer wie Schadow und der Architekt Schinkel noch rege Mitarbeiter in der Grabdenkmalkunst, wie u. a. auf dem Dorotheenstädtischen Friedhof in Berlin an der Chausseestraße. Die früheren Steinmetzen besaßen bildhauerisches Können für die Gestaltung symbolischer Motive wie gekreuzte Fackeln, Amphoren, Schlange oder Schmetterling als Zeichen der Vergänglichkeit. Das Bestatten verdienter Persönlichkeiten oder der jeweiligen Landesherrn in Sarkophagen hatte aufgehört. Statt dessen findet man kapellenartige Grabbauten in antikem Stil oder Gewölbe. Auch beginnt man im 19. Jahrh. schon mit dem Freigrab – vorerst aber häufiger das Mauer- und Wandgrab (1815 – 1850). Ein niedriger Halbbogen, kurze dorische Säulen, ein lastender Giebel und als Schmuck ein Relief in antikisierendem Stil.

Die preußischen Architekten Gilly und Schinkel haben sich mit der Grabmalkunst viel beschäftigt.

Schinkels Verdienst war es, sich die Eisengießerei in Berlin (gegr. 1804), (vorerst Geschützfabrikation) durch den Entwurf architektonischer Konstruktionsteile, für die sich bald auch das Ausland (Frankreich) interessierte, besonders für Friedhofsmonumente – seien es Einzäunungsgitter oder Kreuze, Reliefs der Porträts u. v. a. – nutzbar zu machen. Neben dem Eisenguß trat dann später auch der Zinkguß auf, (Moritz Geiß, Technik des Zinkguß, 1841) in Ornamenten nach Zeichnungen von Schinkel, Stüler, Strack, Schadow, Persius, Knoblauch. Gotische Formen für eiserne Gitter und Baldachine kamen durch Schinkel in die Friedhofskunst zur Zeit König Friedr. Wilhelm IV. in der Spätromantik.

Die Gestaltung der Wandgräber entlehnte man antiken Vorbildern, die eigentliche Gruft wurde ausgemauert und mit einer großen Steinplatte gedeckt, die Wand dahinter oft als Front mit Urnen oder Schalen in Nischen gestaltet. Nach 1850 folgten in der antikisierend schlichten Gestaltung der Kapellen zuerst romantisch gotisierende Schmuckelemente, um in der Gründerzeit in einer aufwendigen Häufung wahlloser Stilelemente zu enden. In neuerer Zeit kam die architektonische Gestaltung in der Form von Denkmälern und Kapellen in Fortfall zugunsten einer rein gärtnerischen Gestaltung in der Anlage von sargdeckelförmigen

Grabhügeln oder völlig ebenerdigen Bepflanzungen, wobei die Grabinschrift sich auf eine Tafel oder Stele beschränkt.

Der zweite Neustrelitzer Friedhof, sogenannter „Alter Friedhof“ 1769, wurde hinter den Scheunen am Südennde der Strelitzer Straße links (heute das Gelände der Mehrzweckhalle, einst Artilleriekaserne) angelegt und zog sich auf dem breiten Gelände der früheren Friedrich-Wilhelm-Straße, jetzt der Rudolf-Breitscheid-Straße, bis zum Eckhaus der früheren Augusta – heutigen Ernst-Thälmann-Straße – hin. Er war ursprünglich 1 Morgen groß, 1945 aber nur noch  $\frac{1}{4}$  Morgen groß. Der erste Friedhof befand sich in der Glambecker Straße auf dem Gelände des Gymnasium Carolinum. Dort wurden nur 32 Personen begraben. Für die sich sehr schnell entwickelnde Stadt Neustrelitz war er bald zu klein und etwa 35 Jahre nach der Stadtgründung mußte man sich nach einem neuen Gelände für den zweiten Friedhof umsehen, der 1769 eingeweiht wurde und praktisch nur bis 1885 genutzt wurde, da auch dieser dann überbelegt und eine Erweiterung unmöglich war. Danach galt er als Erholungspark und historische Erinnerungsstätte, für jeden Heimatfreund ein beredtes Zeugnis der Kultur- und Stadtgeschichte. Nach 1920 etwa diente er als Urnenfriedhof. Aus alten Akten von 1857 betr. den Bau eines Exerzierhauses in Neustrelitz neben der Infanteriekaserne, erfahren wir, daß die Stadtkirchenökonomie schnellstens dafür sorgen möge, daß das Leichenhaus in der Strelitzer Straße fortgeschafft werden solle, weil eine Exerzierhalle für Artillerie an gleicher Stelle gebaut werden müsse. Gleichzeitig möge eine Stelle bezeichnet werden, wo beim Ausheben des Fundamentes gefundene Gebeine wieder bestattet werden können. Auch wurde von Translokation der Grabdenksteine gesprochen. Das war nun die erste Geländeabtretung für den Friedhof, die sich mehrere Male wiederholte. Immerhin war das Leichenhaus damals 23,5 m lang und 6,5 m breit.

Bis etwa 1825 war es Sitte, die Leichen mit Gesang von Knaben durch die Stadt zu begleiten. 1830 wird der erste Leichenwagen angeschafft. Herzog Carl hat etwa 1810 das Singen der Knaben bei der Begleitung der Leichen zum Friedhof untersagt.

Inzwischen hatte der Militärfiskus, da das Kasernengelände an den Friedhof grenzte, und er nach Erweiterung seines Geländes drängte, schon das Friedhofsgelände zweimal mit behördlicher Genehmigung geschmälert. Unter der Regierung des Großherzogs Adolf Friedrich VI. (1913 – 1918), der für Kunst und gärtnerische Anlagen sehr großes Verständnis hatte, bemühte sich vor dem 1. Weltkrieg der Neustrelitzer Kunsthistoriker Konrad Hustaedts, dem Großherzog vorzuschlagen, dringend eine Inventarisierung des Alten Friedhofes vorzunehmen. Er wäre bereit, diese Arbeit zu übernehmen und bitte um Erlaubnis dafür. Der Großherzog ging auf Hustaedts Vorschlag ein, der auch gleichzeitig die Restaurierung und Renovierung wertvoller Denkmäler und Bauten einschloß, und den ganzen Friedhof unter Schutz stellte. Trotz der hoch angesetzten Summe der Regierung konnten aber 1916 nur noch Fragmente geborgen und gepflegt werden. 1920 erlebten die Neustrelitzer die erste große Grabmalschändung. Wertvolle Denkmäler wurden gestohlen, andere geschändet. In der NS-Zeit (1933 – 1945) fielen die restlichen schmiedeeisernen Kreuze vor allem aber Messing- und Bronzevotivtäfelchen der Metallsammlung zum Opfer. Nach 1945 wurde dann der gesamte Friedhof eingeebnet, die alten Bäume gefällt, die noch verbliebenen Denkmäler, Gruften und Kapellen abgebrochen, und ein neuer Straßenzug angelegt.

Die Anlage des dritten Neustrelitzer Friedhofes wurde von mir im Carolinum Nr. 80, 1978/79, im Zusammenhang mit der Neustrelitzer Kirchengeschichte näher beschrieben. Wir verdanken Konrad Hustaedts Initiative die Inventarisierung des alten Friedhofes. Sie wurde auch hier zur Grundlage dieser Arbeit für die Beschreibung einzelner Denkmäler der dort bestatteten Neustrelitzer Bürger. K. Hustaedts hielt 1911 im damals sehr regen Gewerbeverein Vorträge über den alten Friedhof, die großes Interesse bei allen Neustrelitzer Bürgern fanden. Sie sind ein Stück Kulturgeschichte unserer Stadt, die 1983 ihren 250. Geburtstag begeht.

Wie bezaubernd war es, in den ersten Frühlingstagen, die oft zugewachsenen Wege zu begehen, den fast trunkenen Duft der erwachenden Erde und des Sprossens, vor allem die

vielen kleinen Veilchenkissen im dunklen Grün zu erblicken, die sonnenbeschiene ihren Duft über Gräber und Hügel verbreiteten. Aber welche Epoche in unserer Geschichte hat diese kleine Insel der Schönheit, des Friedens und der sich entfaltenden Natur wie ein Kleinod gehütet, und wie schnell ist alles dem Untergang und der Zerstörung ausgesetzt, wenn pietätlose Menschen mit ihren nichtachtenden Händen Zerstörung betreiben. Das bedeutete Verluste für die Kulturgeschichte unserer Stadt, die unwiederbringlich sind. Ähnlich mag es auch auf dem ersten Friedhof gewesen sein, kein Name, kein Stein ist uns überliefert. Es gab noch keinen Sinn oder Geschichtsbewußtsein für Stadtchronik und Kunsthandwerk. Unser zweiter Friedhof lag an der Stadtgrenze, die sich mit der von Alt-Strelitz berührte – also beinahe schon außerhalb des Stadtbezirks, der mit der Strelitzer Straße endete.

Auch ein Friedhof mit seiner Kulturgeschichte gehört in das Erbe und sollte von jeder Generation in Pflege genommen werden. Hier wäre mehr Nostalgie angebracht. Wieviel Pulsschläge des Herzens sind auf alten Friedhöfen festzustellen, in der Poesie der Inschriften und Nachrufe. Wie oft habe ich während meiner Leipziger Jahre eine kurze Mittagspause auf dem alten Johannsfriedhof mitten in der Stadt verbracht, der eine kulturgeschichtliche Kostbarkeit war und geblieben ist.

Unser alter Friedhof wurde 1769 anlässlich der Beisetzung des herzoglichen Oberhofmarschalls und Geh. Rates Johann Christian von Zesterfleth am 13. Januar geweiht. Nach 15 Jahren wurde über seinem Grabhügel die Friedhofskapelle (1945 abgerissen) errichtet. Diese Kapelle wurde der Mittelpunkt des Friedhofes, ein schlichter Fachwerkbau, oktogonal im Grundriß mit Ziegeldach und aufgesetzter Laterne in der Form des Unterbaues (Abbildung auf Seite 3). Statt des Kreuzes stand hier, ein Lieblingsmotiv des Barock, eine Urne als Abschluß auf der Laterne, in der einst eine wunderbar tönende alte Glocke von 1610 hing. Die kleine Kapelle bildete eine markante Silhouette am Südende der Stadt. Die Glocke hatte folgende Inschrift:

DER Edel Gestrenger Erenvaster  
Joachim von der Schulenborch  
Erbgesessen zu Locknitz  
Patronen der Kirchen zu Fahrenwalde  
M. Rodelof. 4. Klasse. Anno 1610.

Die Decke der kleinen Kapelle war mit goldenen Sternen verziert und an den Wänden befanden sich viele Totenkränze in hölzernen Gehäusen von künstlerischer Tischlerarbeit.

Die Glocke zeigt im Umriß eine edle Form und schöne Profilierungen. Am Oberteil verriet ein Renaissanceornament die Zeit ihrer Entstehung. Es sei noch hinzugefügt, daß der Stifter dieser Kapelle der Präsident der sämtlichen herzoglichen Kollegien, Joh. Chr. v. Zesterfleth, Erbherr auf Bergfried im Herzogtum Bremen war und im 75. Lebensjahr in Neustrelitz verstarb. 46 Jahre war er Hofmarschall und Präsident für Meckl. Strelitz. Die Trauerrede für ihn hielt der Hofprediger Dr. Andreas Gottlieb Masch, und er betonte u. a. darin, daß Zesterfleth seine ersten Jahre, nachdem er von Bremen hier in Mecklenburg einzog, am Hof in Mirow beim Herzog Carl Ludwig Friedrich war und dort schon als treuer Diener mit Landessorgen belastet arbeitete, also beim Vater des noch jungen Erbprinzen Adolf Friedrich IV. Dieser Herzog Carl I. war ein rechter Vater seines Landes in seiner Hilfe für die Witwen, Waisen und Armen. Es ist überliefert, daß er das Ende seiner irdischen Laufbahn nicht fürchtete und sagte: „Der Tod kommt mir nicht unerwartet, denn seit mehr als 40 Jahren habe ich keinen Tag angefangen noch geendigt, daß ich nicht bedacht, daß es der letzte sein könne.“ Solch ein Andenken bleibt anspornend und veredelnd im Zeitstrom der Geschichte unserer Heimat. Es ist anzunehmen, daß er viel krank war, er wurde nur 44 Jahre alt (1708 – 1752). Jedoch 1735 heiratete er noch, und zehn Kinder wurden seiner Frau Elisab. Albertine, Herzogin von Sachsen Hildburghausen (1713 – 1761) geboren. Beim Tod Carl I. war sein Erbprinz erst 14 Jahre alt und noch nicht regierungsfähig. Seine Mutter war Vormund und hat bis zur Großjährigkeit des Erbprinzen zusammen mit Zesterfleth die Regierung geführt. Mit großem Geschick und als Humanist hat Zesterfleth 46 Jahre hindurch

das Land durch viele Sorgen und Lasten nach dem Nordischen Krieg hindurchgesteuert und als väterlicher Freund dem jungen zukünftigen Landesherrn gedient.

So wurde auch bei seiner Beisetzung nahe der Gruft ein Zelt aufgeschlagen, damit Adolf Friedrich IV. und dessen Schwester Christiane der feierlichen Handlung beiwohnen konnten. Es war verständlich, daß die Kapelle nach 15 Jahren den Namen des Stifters trug. Bedauerlich war, daß nie eine Tafel an der Kapelle zum Gedenken an den wohlverdienten Stifter Zesterfleth angebracht war, denn als Adolf Friedrich IV. geboren wurde, war Zesterfleth schon 15 Jahre im Dienste Herzog Carls I. im Lande tätig.

Wir wandern nun zu den einzelnen Gräbern und verweilen bei ihnen – sofern historische Ergebnisse zur Personengeschichte überliefert sind. Das Amsellied und die Nachtigallen, die hier beheimatet waren, begleiten unsern stillen Gang vom herrlichen Frühlingmorgen bis zum Abend.

Wir betrachten als erstes Grabdenkmal das der Dienerin Johanna Keilenberg und wandern bis zum letzten des Handwerksmeisters Ad. Fr. Aßmann. Denn der Garten des Friedens ist groß. Leise mischt sich das Rauschen der hohen Baumkronen in die Vogellieder. Wir überblicken vorerst die vielen Denkmäler, ohne Einzelheiten zu erkennen. Architekten, Kunstschmiedemeister und Steinmetzen, Gelbgießer und Bildhauer haben hier bei aller Schlichtheit ihrer Arbeit Poesie und tiefe Empfindung in die immergrüne Naturschönheit gebracht. Wir sehen und lesen Vergangenheit der Stadtgeschichte, kehren mit unseren Empfindungen in das ewige Gestern der vergangenen 200 Jahre zurück.

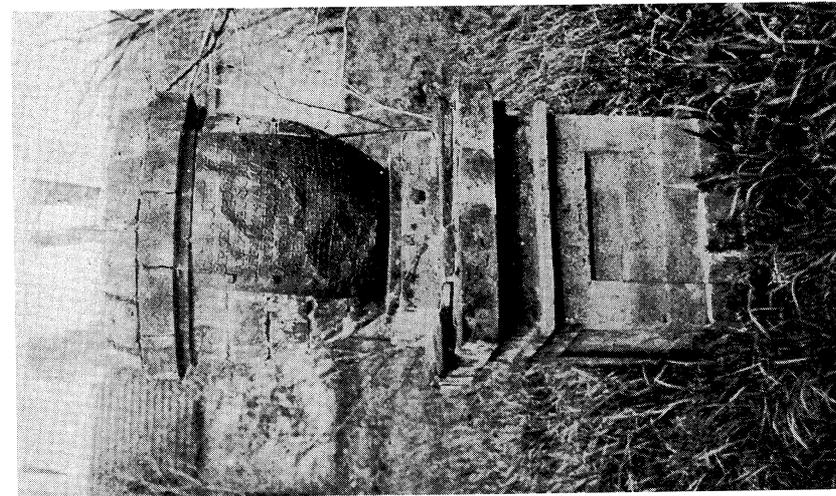
Da blicken wir zuerst auf ein Postament, darauf steht eine Urne, beides aus Backstein gemauert. Am Postament zeigt eine Kupfertafel an, daß Prinzeß Christiane dieses Denkmal 1780 ihrer treuen Dienerin setzte, der Kammerjungfer Johanna Keilenberg, geboren am 13. Januar 1723 zu Schillersdorf, kam 1741 als Dienerin nach Mirow und 1748 zu Prinzeß Christel. „Wegen mir in 32 Jahren geleisteter vieler treuen Dienste setz ich dieses Denkmal. Sie starb am 5. Sept. 1780. Christiane Sophie Albertine. D. d. M.“

Das nächste Denkmal, das hohen künstlerischen Wert hat und noch vollständig erhalten ist und in der Stadtkirche aufbewahrt wird, ist das des Kabinettstischlermeisters Joachim Friedrich Gerwig, † 1721. Ein wahres Meisterstück handwerklicher Kunst. Gerwig hat das Denkmal selbst zu seinen Lebzeiten nach und nach in seiner Freizeit gestaltet. Welche Sorgfalt und Liebe im kleinsten Motiv und Detail, ebenso im großen, ist hier zu bewundern. Ein aus Eichenholz geschnitztes Empire-Grabdenkmal, als vierseitiger Pyramidenstumpf auf vier Totenschädeln ruhend. Auf dem viereckigen Postament steht die Inschrift. Die vier Ecken des Postaments sind mit vier Glocken übereinander geziert; die Ecken der sich nach oben verjüngenden Pyramide mit geschnitzten Blatteilen in neun Stufen abgesetzt, die Seiten der Pyramide reich mit Arabesken oder Lorbeergehänge geziert. Auf der kleinen oberen Deckplatte steht eine Urne. Die Urne ist ein typisches und in der Zopfzeit beliebtes Schmuckelement. Es war in Frankreich beheimatet und hielt sich in Deutschland als feierlich dekorativer Schmuck bis etwa zur Mitte des 19. Jahrh. Die Inschrift auf den unteren Postamentplatten lautet:

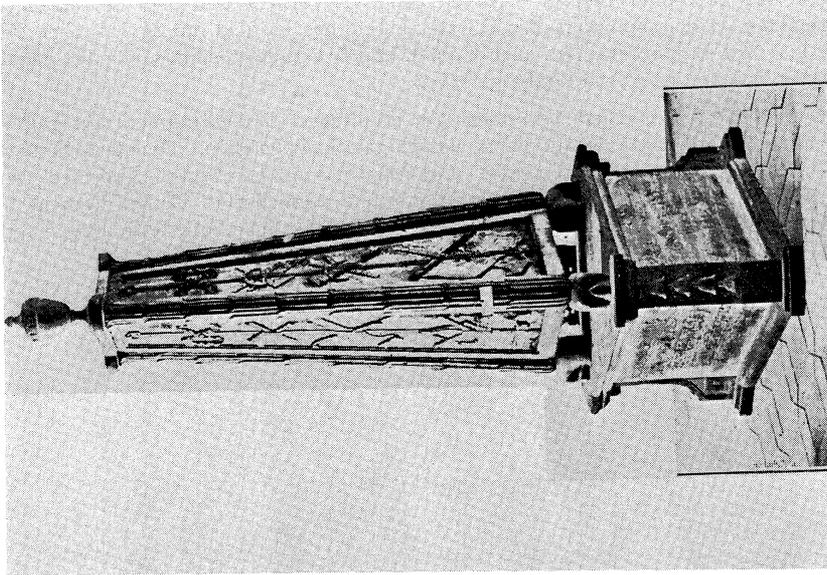
Joachim Friedrich Gerwig  
Herzoglicher Kabinettstischler  
ist geboren den 8ten März 1743  
und gestorben den 19ten Dezember 1791

Christiane Maria Gerwig, geborene Lahminer  
ist geboren d. 17. Febr. 1740 und gestorben August 1811  
Nach Müh und Arbeit hier im Streit  
gehen wir zur Ewigkeit.

Es folgen mehrere geschnitzte Symbole seines Handwerks: Winkeltransporteur, Maßstab, Dreieck, eine dorische Halbsäule, ein Taster zum Werkzeichnen, Zollstock, Reißschiene,



Grabdenkmal  
für die Kammerjungfer Johanna Keilenberg,  
errichtet 1780



Alter Friedhof Neustrelitz.  
Grabdenkmal der Eheleute Gerwig.  
Eichenholz, geschnitzt 1811.  
Heute in der Stadtkirche

halbaufgerollter Bogen mit eingeschnitzter Architekturstudie, Klopffholz, Stemmeisen, Säge, Fourniermesser, Zirkel, Winkeleisen mit Hobel, Fuchsschwanz.

Unter dem obigen Text ein Horn (= letzte Posaune), Sense und Ährenbündel, Lorbeerkranz in dessen Mitte zwei flammende Herzen.

Die Höhe des Denkmals beträgt 3 Meter. Gerwigs Vorliebe galt dem Schnitzen von Säulenfragmenten, Urnen, symbolischen Darstellungen, geschmückt mit persönlichen Texten. Er hat u. a. die Emporensäulen, auch Gebälk und Brüstungsgesims sowie alle Fenster und Türen der Neustrelitzer Stadtkirche gefertigt.

Wir schreiten weiter zu einem besonders gut erhaltenem Säulenfragment aus gelblich getöntem Sandstein gehauen und auf einem viereckigen Sockel stehend. Die vierte Seite mit der Inschrift „Wir werden uns wiedersehen“. Ein Reliefbild mit dem Motiv „Abschied“, eine Seite mit Bahrtuch. Über dem Sockel stand ein fein canneliertes Säulenfragment mit Lorbeerfeston. Auf einer Platte an der Säule die Inschrift „Dorothea Sofie Wilh. Eggers, geb.



Alter Friedhof Neustrelitz. Grabdenkmal in Sandstein für Dorothea Sofie Wilh. Eggers geb. Siemerling, errichtet 1794

Siemerling war acht Jahre eine treue Gattin ihrem Manne und eine gute Mutter ihren drei hinterlassenen Töchtern. Sie endete ihr den 12. Febr. 1763 angefangenes Leben am 13. Juni 1794.“ Der Großvater des Ad. Th. Eggers war der berühmt gewordene Freskomaler Joh. Carl Adolf Eggers 1787 – 1863, und die Mutter war die geistreiche begabte Tochter des Forstrates Cogho. Der Vater von Adolf Th. Eggers war Joh. Christoph Eggers, Apotheker in Alt-Strelitz. Er erhielt von Herzog Adolf Friedr. III. das Privileg, in Neustrelitz 1743 am Markt 7 eine Apotheke zu errichten. Nebenberuflich war er mit dem Leibmedikus Dr. Verpoorten auch Bürgermeister und verantwortlich für den Stadtkirchenbau. Eggers verstarb am 8. 10. 1782 durch einen Unfall auf dem Bau. Adolf Theodor Eggers, geboren 1750 in Neustrelitz, studierte Medizin, und ließ sich in Neustrelitz als Arzt nieder. 1786 wurde er Hofrat und 1794 Leibarzt von Herzog Adolf Friedr. IV., später des Großherzogs Carl. Er starb in Neubrandenburg am 4. 4. 1802. Seiner geliebten Frau setzte er das Denkmal mit dem Reliefbildern „Abschied“, „Bahrtuch“ und der Inschrift

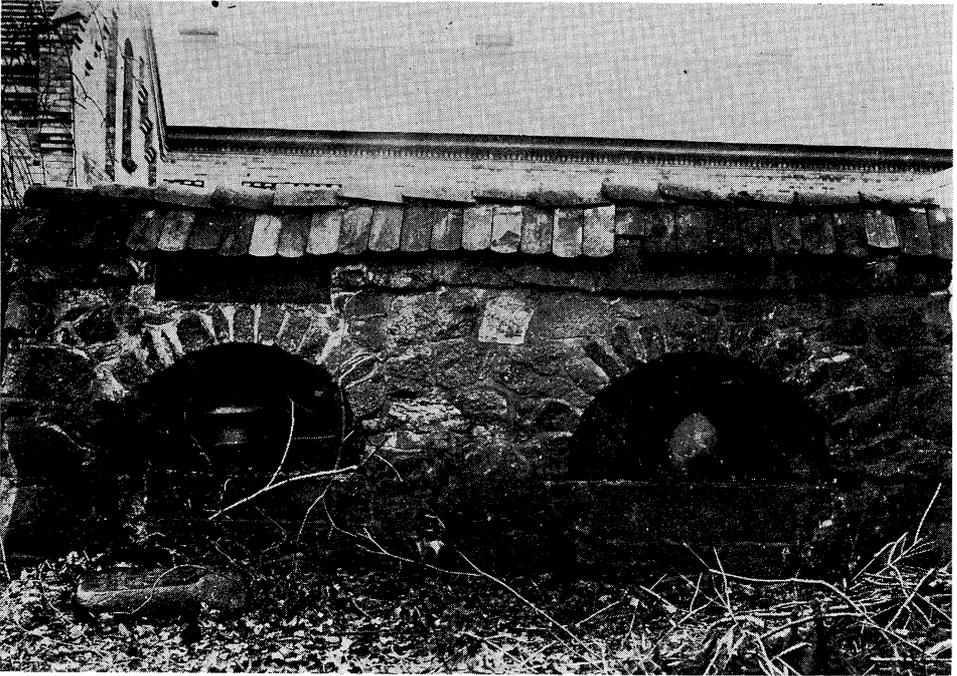
Sie lebt in meinem Bewußtsein  
Ihr Staubhügel ist mir eine heilige Stätte,  
Ihm entreiße der zu frühen Vergessenheit  
Dies Denkmal der Liebe.  
Ad. Th. Eggers 1794

Wenn man sich in den Geist dieses Grabmals vertieft, das eine begabte Künstlerhand geschaffen hat, wenn man den liebevollen Nachruf, den trauernde Liebe der geliebten Frau weihte, liest, muß man bekennen, wie sehr die alte Generation es verstand, ihren Gefühlen und Gedanken durch die Stimme des Herzens Ausdruck zu verleihen. Tiefe Gemütsbildung suchte sich Formen schöpferischen Geistes. Das 18. Jahrhundert bot uns besondere Beispiele dafür.

Ein anderes Säulenfragment, aber weit schlichter aus feinkörnigem graugelbem Granit, wurde dem Baukondukteur und Zeichner im herzoglichen Bauamt Joh. Daniel Kandler (dem Urgroßvater mütterlicherseits von der Verfasserin) gesetzt. Kandler war ein tüchtiger Mitarbeiter des Baurats Friedr. Wilh. Buttel.

Ein schlichter antikisierender Granitfindlingsbau mit zwei Nischen im Halb-Rundbogen, in dem Urnen stehen, wurde für Vater und Sohn von Schmalensee errichtet. Hofmarschall und Kammerherr Adolf von Schmalensee (1733 – 1797) und Sohn Oberstallmeister und Oberkammerherr Major Friedrich von Schmalensee (1750 – 1826). Das Denkmal wurde nach dem Tod des Vaters errichtet. Wegen Verkleinerung des alten Friedhofes wurde etwa um 1900 dieses Denkmal abgebaut und an anderer Stelle wieder errichtet. Über jeder Nische Name und Daten der Verstorbenen. Auch an diesem Denkmal haben fürstliche Worte (wie bei Johanna Keilenberg) Andenken und Verdienste des Verstorbenen betont: „Er war mir, seinem Fürsten, ein freundlicher Diener, jedem Unglücklichen und Bedrängten ein warmer Vertreter.“ Georg. Dies betrifft den Sohn Friedrich, der als Soldat unter drei verschiedenen Regenten diente und es bis zum Major (1805) und 1816 zum Oberkammerherr brachte, mit dem Prädikat „Exzellenz“ und danach noch Oberstallmeister wurde. Seine künstlerische und gärtnerische Begabung erlaubten ihm, zwischen den beiden Pavillons auf dem Schloßhof einen großen Rasenplatz mit ausländischen Gehölzen eingefaßt, anzulegen. An gleicher Stelle befand sich noch im 18. Jahrh. ein größerer Teich, der mit den Erdmassen des Hohlweges im Tiergarten zugeschüttet wurde.

Jetzt folgte eine Periode der großen monumentalen Decksteine, die mehrfach plastisch verziert waren, wodurch die Schwere des Grabmals aufgelockert wurde. An den Seiten und auf der Platte selbst wurden Symbole wie der Schmetterling als Symbol der Verwandlung und Auferstehung angebracht. Auch Hochreliefs von Lorbeergirlenden aus dem Stein herausgehauen oder Ährenbündel, Rosetten an den vier Ecken, auch in Kreisform zwölf Sterne (Symbol der 12 Monde des Jahres) dienten als Schmuck. So über dem ausgemauerten Grab des Kammerherrn Adam Otto von Viereck († 1796), der schon im 26. Lebensjahr an



Alter Friedhof Neustrelitz. Grabdenkmal von Schmalinsee, errichtet in Granitfindlingen etwa 1797.  
Urnen Granit poliert, Inschrifttafeln Gußeisen

Schlaganfall starb und dessen Grabplatte als Text hatte „Sanft ruhe die Asche dieses guten und rechtschaffenen Jüngling, ewiges Glück erfreue dort oben seine Seele“. So die andere Platte mit den zwölf Sternen im Kreis für die verstorbene „Frau Hauptmann Dübois († 1821). Eine andere Inschrift auf dem Grab des Chirurgen Friedrich Brauer (1785 – 1818). „Er ward geprüft und bewährt gefunden, drum hat er dort die Krone der Gerechtigkeit empfangen. Seines Sieges freut sich hier die trauernde Liebe“.

Ein Nachruf für den Hoffourier Chr. C. Fr. Croll (1745 – 1822): „Dem Fürstenhause Mecklenburgs über 50 Jahre treu und rastlos diente, Kinder, Enkel und Urenkel über 50 Jahre aufblühen sah und ergeben starb“. „Zur Erde wandelt, was auch die Erde zeugt und was vom Himmel stammt, kehrt in den Himmeln wieder.“ Und bei seiner Frau: „Wiedergegeben der Erde ist hier der irdische Teil einer treuen Mutter und Gattin. Die Tränen und der Staub bleiben der Erde. Was dem Himmel gehört, kehrt zum Himmel zurück.“

Überall war der sinnige Gedankengang in künstlerische Form gebettet.

Viele Steine und große Platten waren nach Jahrzehnten so von Efeu und Immergrün überwuchert, daß Texte und Namen nicht mehr feststellbar waren. Auffallend ist, daß im 18. Jahrh. niemals ein Kreuz auf den Gräbern zu sehen war, auch daß der Granit niemals poliert wurde, sondern stets rauh blieb, ebenso die einfachste Form der antiken Stele kurze Zeit bevorzugt wurde. Üblich waren Texte wie „Sein Staub kehrt wieder zum Staube, wovon er genommen war“ – „Aber der Geist ging zu Gott, der ihn gegeben hat“ – „Ruhe im Leben, Trost im Grabe, o welch ein seliger Gewinn“. „Akazien – Trauereschen – dunkle Tannen mit geneigtem Haupte benetzen den Hügel, der Dich Geliebte hier umschließt. Und aufwärts sehen wir den Spiegel, worin Du uns so liebevoll begrüßt“. „Ruhe sanft Du treue Gefährtin meines Lebens – Jenseits sehen wir uns wieder.“

Jetzt tritt neben die große Steinmetzkunst die des Kunstschmieds und gleichzeitig die des Gelbgießers mit seiner Ziselierkunst auf den ovalen kleinen Messingtafeln, die zwischen eisernen Bändern hingen oder auf dem Stein eingelassen wurden. Auf ihnen standen Name und Datum des Verstorbenen, oft auch mit ornamentalem Schmuck verziert. Auch wurden oft statt der Messingtafeln Bronzeplatten verwendet. Es war oft schwer, Namen und Daten zu entziffern, da die Steine in den Jahren moosbewachsen und zwischen den mit Efeu umrankten Bäumen Grabhügel kaum noch auffindbar waren. Symbole wurden neu hinzugefügt, wie das Dreieck in strahlender Sonne als das Auge Gottes, Schlangen, die den Anker umschlangen und Mohn als Sinnbild des Schlafes, und Rosen im Kranz geflochten. Dazwischen fand sich ein Klopstockzitat „Wieder aufzustehen, bist Du gesäet“ oder

„Ruhe im Leben, Trost im Grabe, o welch ein seliger Gewinn.“

„Mein Staub kehrte wieder zum Staube wovon er genommen war, aber der Geist ging zu Gott, der ihn gegeben hat.“

Besonders lyrisch ist eine kleine Tafel gestaltet an einem Denkstein eines 19jährigen Sohnes (1805–1824) des Schlosseraltermanns Teschner. Ein Schmetterling von Blumen eingerahmt. Ebenso eine Tafel für den Büchsenmacher Grohnwald (1789–1824) aus der gleichen Werkstatt.

Ein anderer Nachruf für den Kammermusiker E. Heinrich Hübner (1797–1828): „Hier ruhet in Frieden, dem Erwachen einer besseren Welt entgegen!“ als Inschrift auf einem 5½ m hohen Granitsockel als Obelisk.

Ganz verborgen unter einer Traueresche ruhte die Lehrerin der höheren Töchterschule von Neustrelitz, Clara Ternite (1831–1870). Sie war die Schwester des Neustrelitzer Malers Ternite, der durch sein großes Porträt der Königin Luise im Reitkostüm bekannt wurde und später als Grafiker ein großes Werk über die Funde in Pompeji und Herculaneum mit farbigen Bildern nach den Originalen, die eine Zierde des Neapeler Museums wurden, berühmt wurde.

Ein graugelber Sandstein in Form eines antiken Altars – postamentartig mit plastischem Teil auf der Vorderseite: Schlange mit breitem Strahlenkranz und den bekannten Worten „Liebe – Licht – Leben“ (wie auf Herders Grabstein), darüber der Schmetterling wurde Carl Ernst Richter, gest. 1823, gesetzt. Der Damastmacher Fehrjahn, gest. 1827, hatte einen seltsamen und originellen Grabstein in Form eines Giebelabschlusses.

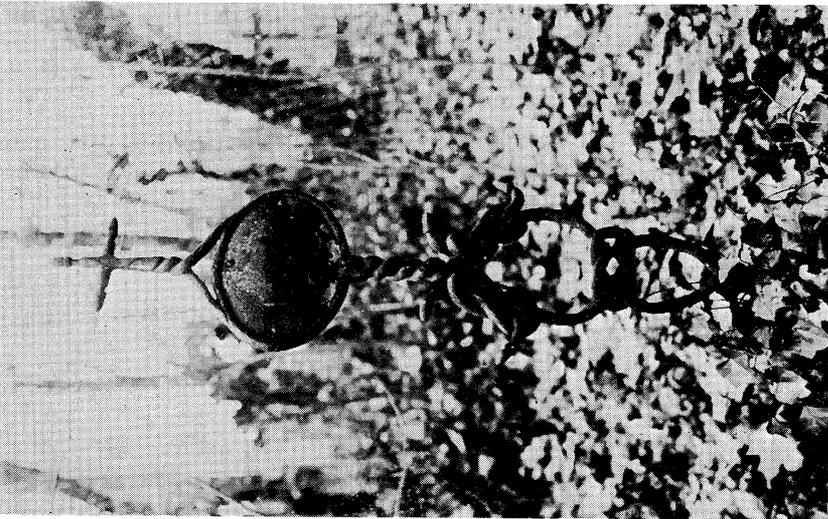
Um 1815 wurde ein wegen seiner Inschriften besonderes Denkmal errichtet. Auf einem Postament aus Eisenblech stand ein eisernes Kreuz – alles im beginnenden neuen Charakter gotischer Denkmalkunst. Die vier Seiten des Postaments tragen die Inschriften

Christian A. Fr. v. Bülow  
Großherzogl. Mecklenburgischer Oberstallmeister  
geb. 26. Mai 1747  
gest. 2. Nov. 1815

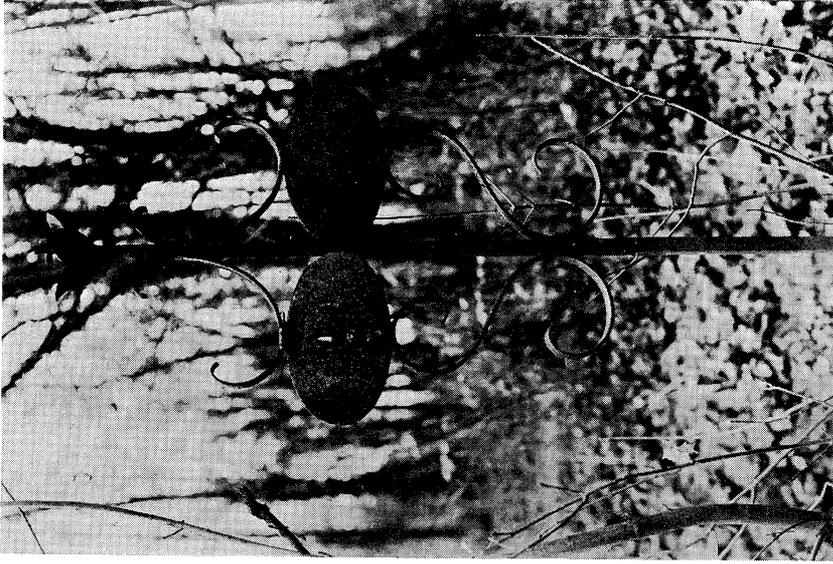
und weiter

„Ein frommer Dulder endete hier seinen Lauf  
Und lohnend dort nahm Gott ihn in die Heimat auf.  
Nur die Erde wird zur Erde, daß der Geist verherrlicht werde,  
dann denkt der Geist mit Preis und Dank sein Schicksal im Zusammenhang.“

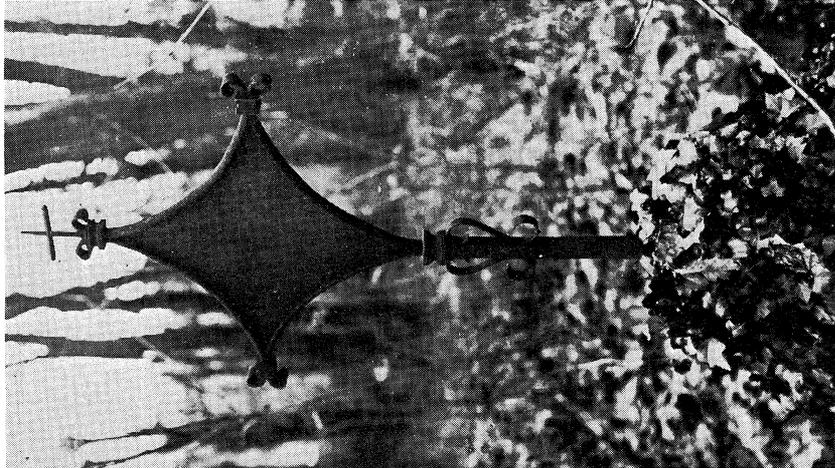
Ganz in der Nähe der Grabkapelle von Hieronymi wies ein großer Denkstein auf die Ruhestätte von Carl Benjamin Ruscheweyh. Er war der Vater des berühmten Kupferstechers Ferdinand Ruscheweyh. Dieser C. Benjamin R. war Pagenzeichenmeister am Neustrelitzer Hof und hat im Schloß Hohenzieritz die Wand- und Plafonddekorationen gemalt. Sein Sohn hat ihm s. Zt. dabei schon geholfen. –



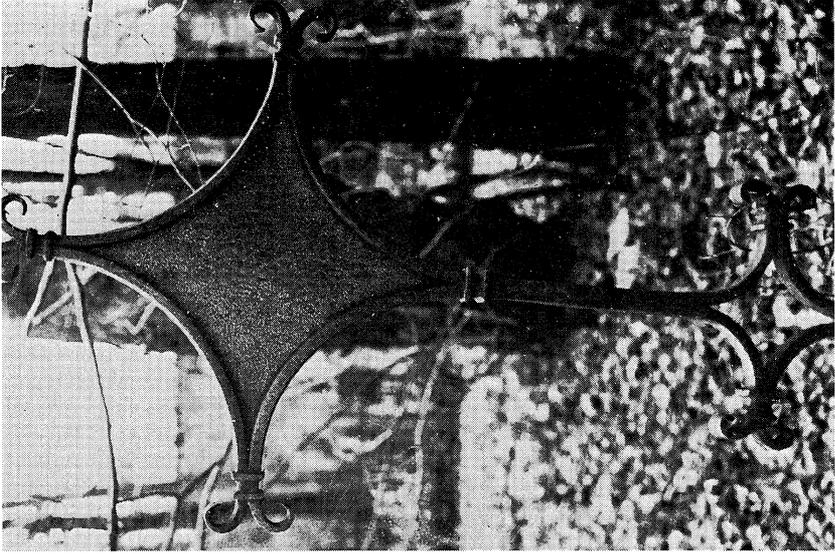
Geschmiedetes Grabmal aus Rundenisen mit Messingtafel.  
Anfang 19. Jhd.



Alter Friedhof Neustrelitz.  
Geschmiedetes Grabmal aus Bandeisen mit Messingtafel.  
Anfang 19. Jhd.



Geschmiedetes Grabmal, Bandeisen mit Bronzetafel.  
Alter Friedhof Neustrelitz.  
Anfang 19. Jhd.



Geschmiedetes Grabmal aus Bandeisen mit Bronzetafel.  
Anfang 19. Jhd.

Das kleine Denkmal für ein früh verstorbenes Kind trug folgende Zeile:

„Kaum war der Anfang da  
so war das End schon nah.  
Kaum zehn Jahr vollbracht  
sag ich schon Gute Nacht.“

Hofschleifer Joh. Georg Schubert aus Böhmen, gest. 1816. Seine Freunde setzten ihm eine Tafel beim Grabhügel:

Ich trug sein Joch bis an sein Grab,  
nun wischt er meine Tränen ab,  
was sind die Leiden kurzer Zeit,  
Gott, gegen Deine Herrlichkeit.“

Die Platte unterzeichnete G. Aßmann

Ein anderer Sinnspruch:

„Sanft – den Tod nicht sehndend, seid ihr hinüber gegangen, um zu erwachen  
jenseits im himmlischen Licht.“

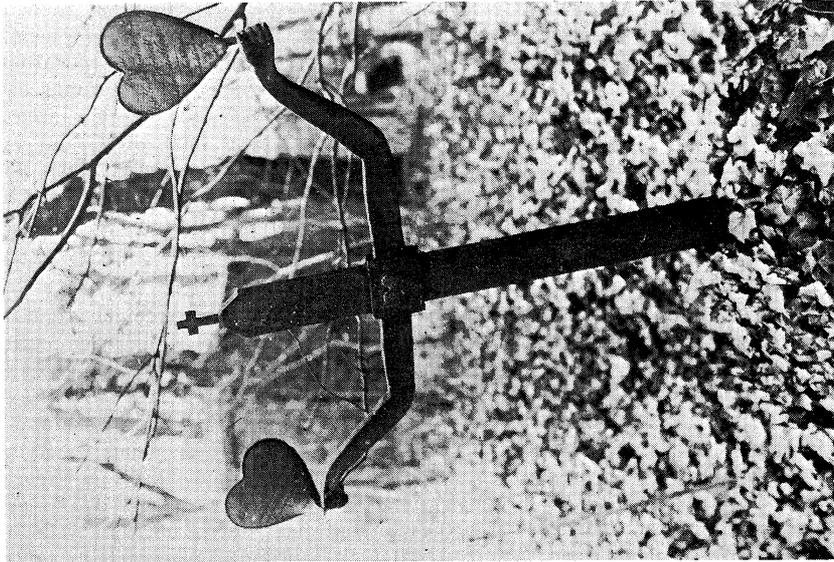
In der Nähe der Kapelle von Moltke befand sich das Grab des vaterländischen Dichters und Dramaturgen, des Apothekers Joh. Fr. Bahrdt. Sein Freund Hauptner (Sänger und Goldschmied) setzte ihm das Grabdenkmal. Auf der Vorderseite des Steins ein aufgeschlagenes Buch, ein in Bronze gearbeitetes Kreuzifix, um das sich Symbole ranken. „Mit Gott“ – daneben zwei Schneeglöckchen, mit Bezug auf zwei Tote: Bahrdt und seine Frau und auf sein Gedicht „Schneeglöckchen am Grabe“. Inmitten der Schneeglöckchen eine Ähre als Sinnbild seines irdischen Wirkens und ein Schmetterling in Bronze.

Joh. Friedr. Bahrdt lebte vom 14. Juli 1790 (oder 17. 7. 1789) und starb am 12. Febr. 1847 „im Glauben zum Licht“.

Er war der Dichter der Vandalia, dem Weihelied der Neustrelitzer Liedertafel, das Karl von Oertzen vertonte, und das am 4. März 1839 zum erstenmal feierlich erklang. Das Emblem der strahlenden Sonne und des Schmetterlings in Bronze gegossen, sind darunter angebracht. Gerade dieser heute unbekannt Dichter war in seiner Zeit sehr verehrt. Ihn haben wegen seiner großen Heimatliebe und Treue, auch Wahlmecklenburger, wie Adolf Glaßbrenner, der ein Freund dieses stillen Poeten war, sehr verehrt und geschätzt. Auch der berühmte Tenorsänger Josef Wurda, den alle Neustrelitzer mit seinem Zauberton der Stimme im Theater bewunderten, war ein Verehrer Bahrds. Und wie manche Lieder schlossen sich an dieses vaterländische Grundsteinlied von Bahrdt, Weidner, Riefstahl, Oertzen waren alle Komponisten und Liederdichter dieser Zeit, die dem Sängerbund in Frische und Freude immer wieder neue Kraft bescherten.

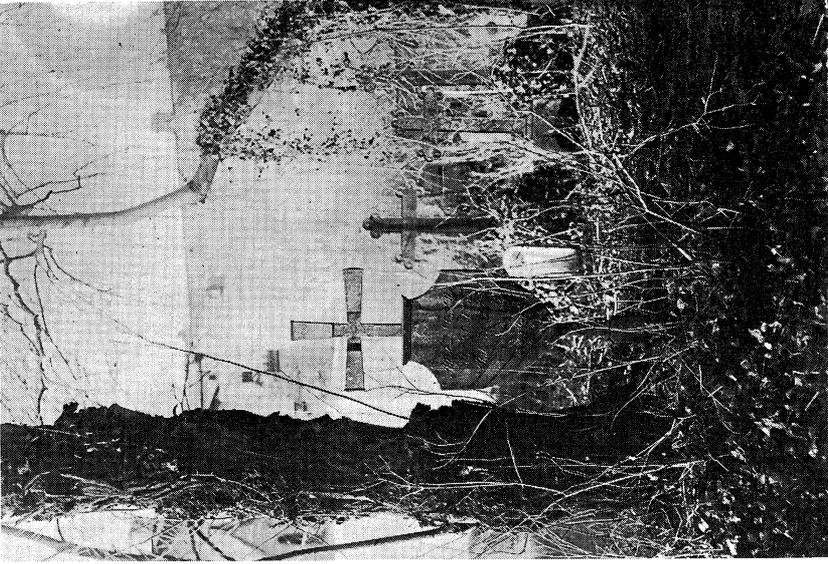
„Singe, wem Gesang gegeben!  
spricht ein deutscher Dichtermund.  
Und es wirkt mit regem Leben  
fort der deutsche Sängerbund.  
So soll auch in unserm Busen  
Rein der Himmelsfunke glühn,  
Und im Schirm der holden Musen  
Unsere Liedertafel blühn!“

Adolf Glaßbrenner (geb. 1810 in Berlin) kam nach Neustrelitz, als seine Frau, Adele Peroni als Schauspielerin am Neustrelitzer Theater engagiert war. Glaßbrenner hat hier als Schriftsteller in vielerlei Sparten des Schreibens sich betätigt. Als Theaterkritiker in oft satirischem Ton, in politischen Aufsätzen der Neustrelitzer Zeitung und später in Bahrds „Wendischem Boten“ in den „Xenien der Gegenwart“, und in seinem „Neuen Reineke Fuchs“.



Alter Friedhof Neustrelitz.

Grabkreuz aus Schmiedeeisen mit Schmetterling,  
Kreuz und herzförmigen Tafeln in Messing.  
Mitte 19. Jhd.



Alter Friedhof Neustrelitz.  
Grabkreuz in Schmiedeeisen mit Inschrifttafel in Bronze.  
Mitte 19. Jhd.

Seine spitze Feder arbeitete mit Sanders, Petermann, Roloff und andern für die Demokratie und brachte ihm Landesverweisung ein und Sanders Schließung seiner jüdischen Schule. Er starb am 25. 9. 1876 in Berlin. Das Grab dieses „Vaters des Berliner Witzes“ schmückt ein hoher Gedenkstein mit dem lebensvollen Porträt als Medaillonbild aus Marmor auf dem Jerusalemer Kirchhof in Berlin

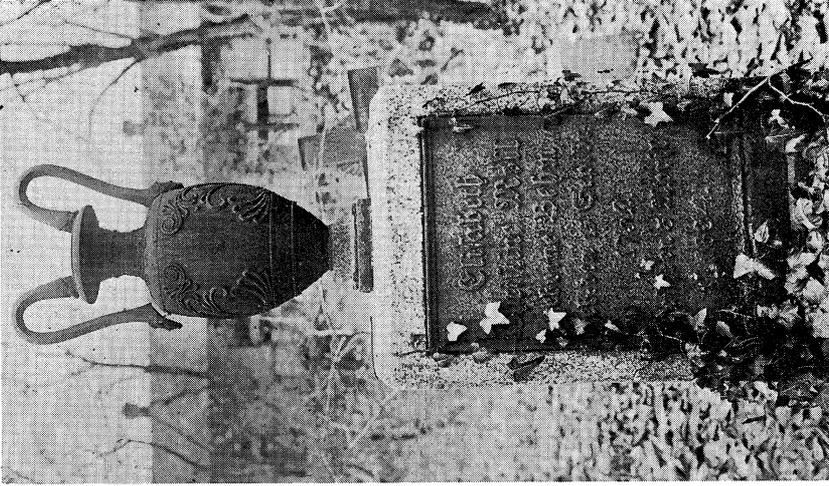
„Freundliche Erinnerung  
mag der Mund auch schweigen,  
ewig jung, ewig jung  
bleibt sie unser Eigen“.

Hustaedt und viele alte Neustrelitzer, die Musik und Theater zu ihrer geistigen Anregung und Unterhaltung schätzten, wußten um den bescheidenen Dichter, Dramaturgen und zeitweilig auch Gründer und Redakteur des „Wendischen Boten“, der durch Glaßbrenners Mitarbeit und Theaterkritiken bekannt wurde. Auch er engagierte sich für den Reformverein und die demokratische Bewegung. Als tapferer Jägersoldat im Befreiungskrieg 1813 war er Kamerad von Theodor Körner und Friedrich G. Kersting und hielt die Totenwache an Körners Grab.

Mitte des 19. Jahrh. beginnen die schmiedeeisernen Arbeiten der Denkmalkunst. Das Eisen bietet sich dem Meister an, es in kapriziöseste Formen zu zwingen. Die lyrische und etwas sentimentale Zopfzeit und das Empire sind vorüber. Die Symbole bei vielen Denkmälern und großen Grabplatten werden zum Teil weiter übernommen. Z. B. die Schlange in vielen Windungen mit dem Kopf nach dem Anker haschend, der verschnörkelt und seltsam aus den wunderlichen Gebilden herauswächst.

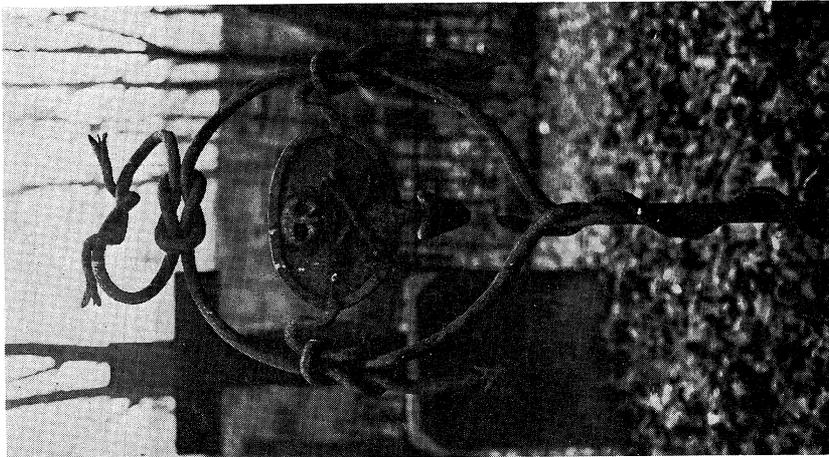
Ovale, auch gezackte Täfelchen inmitten des Rahmenwerkes, auch ein Totenkopf mit Gebein fehlt nicht – das alte *momento mori*; der Gedanke wird erhellt durch Embleme der Hoffnung, Ewigkeit, durch Sonne – Anker – Schmetterling. Das positive Element siegt. Aber auch der Grundgedanke des Kreuzes – die Arme sind in leichter Schwingung nach oben gerichtet und oft als Hände ausgebildet – siegt. Jede Hand hält ein Herz mit zierlich metallenen Täfelchen, auf dem der Name des Toten steht – auch ein Nachruf: „Sie war mein, sie bleibt mein, vergiß mich nicht, ich vergeß Dich nicht“. Im Schnittpunkt der Kreuzarme wieder ein Herz mit dem Sinnbild des Schmetterlings. Viele Variationen der Erinnerungszeichen gibt es. Die Urne ist nicht mehr die lyrisch-romantische von einst – jetzt die spät-antike, die schon dem Hellenismus nahe steht, nüchtern, maßvoll im Ornament. Jetzt wird Granit als Unterbau verwendet, als Postament darauf steht die gußeiserne Urne mit zwei Henkeln. So z. B. das Denkmal des Hofrates Ad. Fr. Albert Reinicke von 1832 mit schlanker Urne, durch Mäander und Herzblattornament geziert. Auch wählte man oft statt der Urne eine Schale (als Vogeltränke). Der „Aschenkrug“ mit zwei Henkeln, der Grabhügel mit formschönen eisernen Gittern eingefriedet.

Es bewegt den Schreiber dieser Zeilen ebenso wie den verdienten Archivar Konrad Hustaedt, der die Inventarisierung vor etwa 75 Jahren behutsam vornahm, und an den meist verfallenen Denkmälern und schwer zu entziffernden Texten oft lange herumsäuselte, daß immer wieder der Glaube an eine Wiedergeburt und ein „Erwachen im Jenseits im himmlischen Licht“ frohe Zuversicht, Sehnsucht und gläubiges Hoffen der alten Generationen über die Gräber hinweg in Not, Arbeit und physischem Leid trug. Das drückte sich in den verschiedenen Symbolen der Verwandlung des Lebens und Todes aus – nicht im Kreuz. Dieses gehörte erst dem späteren 19. Jahrh. (etwa von 1835 – 1900) an. Vorerst ist das Kreuz mehr oder weniger angedeutet, aber es setzt sich mehr und mehr durch, meist in weißem Marmor, auch in schwarzem polierten Granit – später als fabrikmäßig hergestellte gußeiserne Kreuze –, auch sieht man gekreuzte Palmzweige, die „verheißend winken“ oder ein flammendes Herz, einen Anker und erstmalig den Engel mit gesenkter Fackel. Der persönliche Sinnspruch fällt weg. Nur auf den kleinen Dorffriedhöfen finden sich noch vom Dorfschmied hergestellte Grabdenkmale; denn welcher Bauer, Knecht oder Häusler hätte



Alter Friedhof Neustrelitz.

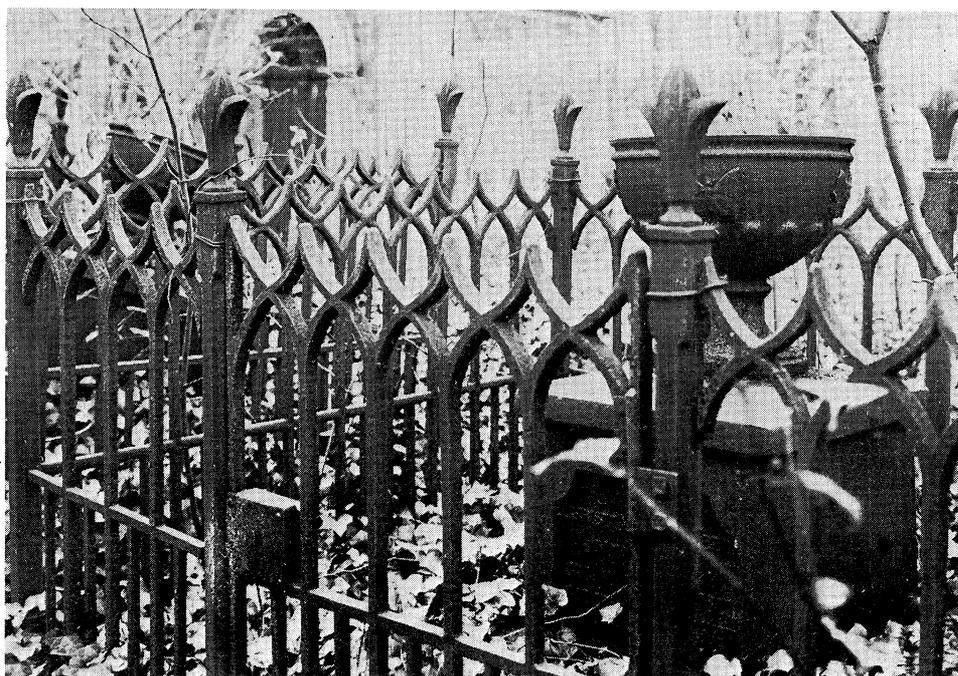
Grabdenkmal mit gußeiserner Urne  
und Tafel auf Granitsockel.  
Mitte 19. Jhd.



Geschmiedetes Grabmal in Rundenisen.  
Mitte 19. Jhd.



Alter Friedhof Neustrelitz.  
Grabdenkmäler mit Urne und Schale in Gußeisen auf Granitsockel. Mitte 19. Jhd.



Grabdenkmäler mit gußeisener Schale und gußeisernem Gitter. Mitte 19. Jhd.

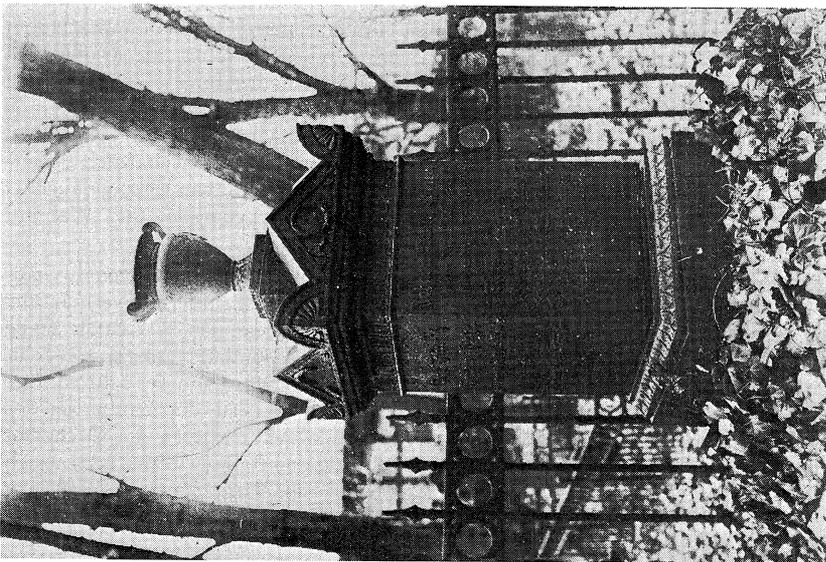
wohl das Geld gehabt, ein Steindenkmal aus der Stadt heranzuschaffen und setzen zu lassen? Hier gibt es noch eine schöpferische Denkmalkunst aus dem bodenständigen Handwerk des Dorfschmiedes. In den Städten wie auf unserem alten Friedhof, bediente man sich einiger neuer Symbole, die auch wieder aus Gußeisen, als Fertigware am Kreuz angebracht waren.

Jetzt wollen wir das Denkmal eines großen Tonkünstlers, aus Italien stammend und hier im Orchester des Theaters als Konzertmeister tätig, betrachten. Ein Sockel aus Granit trägt ein eisernes Kreuz mit der Inschrift „Hier ruhet sanft im Herrn entschlafen der Konzertmeister Bartolomeo Campagnoli, geb. in Cento bei Bologna den 10. Sept. 1751, gest. 6. Nov. 1827“. Er starb im gleichen Todesjahr Beethovens, dessen Werke ihm in Leipzig zum Verhängnis wurden. Grund war, daß er Beethovens Sinfonien nicht zum Vortrag bringen konnte. Ob seine italienische Schule in der Tonkunst ihn unfähig für die neue – damals so moderne Musik machte? Wahrscheinlich! Am Fuße des Kreuzes lehnte die Lyra, einst besaitet, als Insigne der Musik. Darüber ein vergoldeter Lorbeerkranz im Schnittpunkt des Kreuzes als Krönung des großen Violinvirtuosen und Komponisten. Campagnoli kam 1826 mit zwei Töchtern nach Neustrelitz. Eine der Töchter wurde als erste Sängerin am Theater engagiert. Schon 1755 hatte Campagnoli seine italienische Heimat verlassen, um später in Deutschland als Konzertmeister beim Fürstbischof in Freising zu arbeiten. Später machte er Triumphreisen nach Polen, Schweden und Dresden und schließlich lehrte er von 1797 – 1818 an der Thomasschule in Leipzig. Dort war auch der spätere Kapellmeister Weidner-Neustrelitz sein Schüler.

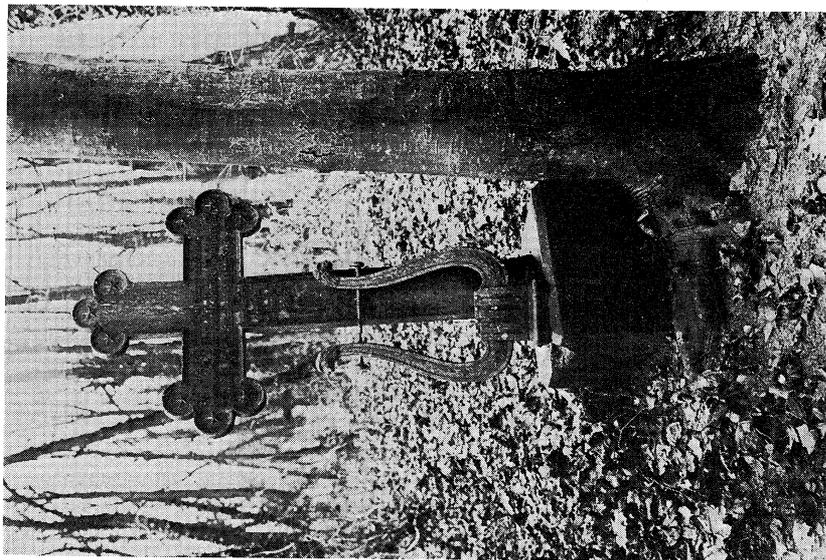
Eine neue, für Campagnoli, der bisher auf italienische Tonskalen eingestellt war, revolutionäre Musik der Beethovenschen Sinfonien, kam plötzlich auf ihn zu, die er nicht meistern konnte und kündigte deshalb seine Arbeit auf. Er kam durch die vielen Enttäuschungen und Überforderungen als gebrochener Mann nach Neustrelitz. Das Künstlerdasein in jener Zeit war in keiner Weise mit dem heutigen zu vergleichen. Berühmt wurde Campagnoli durch seine große Geigenschule, der Mozartschen absolut vergleichbar und gesucht. Auch der bekannte Luigi Tomasini (der von Haydn empfohlen nach Neustrelitz ins Orchester übersiedelte) unterrichtete danach. Der spätere Neustrelitzer Traugott Eisemann, († 1869) der auch unter Haydn im Schloß Pilsen beim Fürsten Esterhacy arbeitete (nach dem Tod von Fürst Anton E. führte sein Sohn Nikolaus das Orchester weiter und erhöhte die Mitgliederzahl auf 80 Musiker) brachte in der deutschen Musikzeitung einen größeren Aufsatz über den Virtuosen und Komponisten Bartholomeo Campagnoli. Seine Geigenschule erschien in mehreren Auflagen. Auch Campagnoli's Konzerte für Violine und Flöte, Sonaten, Polonaisen, Variationen für Violine usw. waren gesucht und musikwissenschaftlich bedeutend, heute wahrscheinlich vergessen. „Stumm schläft der Sänger, dessen Ohr, gelauschet hat an andrer Welten Tor“ könnte man an seinem Grabe in Gedanken und Wehmut versunken, sagen.

Viele andere Meister der Tonkunst unseres damals hervorragenden Neustrelitzer Theaters, sind auf diesem Totenacker auch mit ihm gebettet. Nur die Erinnerung vermag uns noch davon zu berichten. So z. B. der Kapellmeister Peter Chr. Viele, der 1803 an die Stelle des verstorbenen Hofkapelldirektors Zeller trat. Viele hat sich besonders verdient gemacht, um die Neueinstudierung italienischer Opern. Wiewohl Nachfolger war dann der sehr rührige Georg Friedr. Mantey von Dittmer. In dieser Zeit Dittmers eroberte der Zauberton des ungarischen Tenorsängers Joseph Wurda alle Musikfreunde des Theaters. Im Orchester wirkte der „höchst originelle Geiger“, Luigi Tomasini, gebürtig aus Italien (1797–1858). Auch er gehörte lange Zeit der berühmten Kapelle des Kunstmäzens Fürst Paul A. Esterhacy († 1790) an. Auf dem Landsitz Eisenstadt wurde damals das großartige Theater für alle Musikaufführungen gebaut.

Schließlich wollen wir nicht den Komponisten und Lehrer Heinrich Riefstahl (geb. 8. 8. 1814) vergessen. Auch er ist lange ein vergessener Musikpädagoge. Er war ein Sohn des Gerichtsdieners Riefstahl und ein Vetter des Neustrelitzer Malers, Prof. Wilh. Riefstahl. Er erlernte das Schuhmacherhandwerk, nach der Lehre ging er nach Berlin als Geselle, um dort



Grabdenkmal, Sockel und Urne aus Gußeisen.  
Mitte 19. Jhd.



Grabdenkmal Bartolomeo Campagnoli.  
Kreuz und Harfe in Gußeisen.  
Mitte 19. Jhd.

Alter Friedhof Neustrelitz.

nach der Arbeit das Musikleben in Berlin zu erleben. Er hatte einen ebenso musikbegeisterten Gönner und Förderer in dem Staatsminister August Otto von Oertzen. Dieser ermöglichte ihm dann den Seminarbesuch in Mirow, um sich dort als Lehrer und Küster ausbilden zu können. Seine erste Arbeit nach Abschluß des Lehrerseminars nahm er in Rödlin auf. Als aber 1836 seine Tante, die Lehrerin Gruhl, an der Mädchenschule in Neustrelitz aus Altersgründen ihre Arbeit aufgab, wurde Lehrer Heinrich Riefstahl für sie eingestellt 1838. Nebenberuflich wurde er Dirigent der Liedertafel des Gewerbevereins. Riefstahl komponierte auch fleißig Lieder und Musikspiele, so die „Gesellenfahrt“, die als Drama im Neustrelitzer Theater großen Beifall erntete. Als Chorleiter war er äußerst tüchtig und hat den Sängerbund sehr vorangebracht. Sein früher Tod 1850 wurde sehr betrauert. Seine Tochter Christiane war eine hochbegabte Pianistin und heiratete ihren Vetter, den Maler Wilhelm Riefstahl.

Ganz in der Nähe der Zesterfleth-Kapelle fand der tüchtige Architekt und Landbaumeister Dunkelberg seine letzte Ruhe. Ein sehr schlichtes Grab mit gußeisernem Kreuz. Darauf stand:

Friedrich Wilh. Dunkelberg  
geb. d. 8. Nov. 1773  
gest. d. 11. Febr. 1844

Seine noch heute erhaltenen Bauten fallen in die beginnende Neoklassizistische Zeit. Er war aus Mitteldeutschland eingewandert. Zu seinen bemerkenswerten Bauten gehören das Gymnasium Carolinum in der früheren Glambecker Str. 10, die Kirche und das Kruggebäude in Hohenzieritz, die Flether Mühle, die Rödliner Kirche und noch vier andere Kirchen im Strelitzer Land. Dunkelberg stand im Schatten der zwei anderen Baumeister seiner Zeit. So anfangs des tüchtigen Bildhauers und Architekten Chr. Ph. Wolf † 1820 und Friedrich Wilhelm Buttels. Ob dies an der bescheidenen Zurückhaltung Dunkelbergs und dem schwerfälligen Umgang mit dem jeweiligen Landesherrn – oder ob sein tragisches familiäres Schicksal dazu beitrugen, als ihm im Jahr 1811 fünf seiner Kinder im Alter vom Säugling bis zum 12. Lebensjahr in kurzer Zeit an der Ruhr starben, lassen wir dahingestellt. Kein Nachruf, kein sinniges Symbol ward dem guten Baumeister gesetzt. Nur das fabriкеiserne Kreuz stand am Grabhügel. Eigenartig ist jedoch, daß Chr. Phil. Wolf, sein Kollege, in unmittelbarer Nähe seine Grabstätte fand.

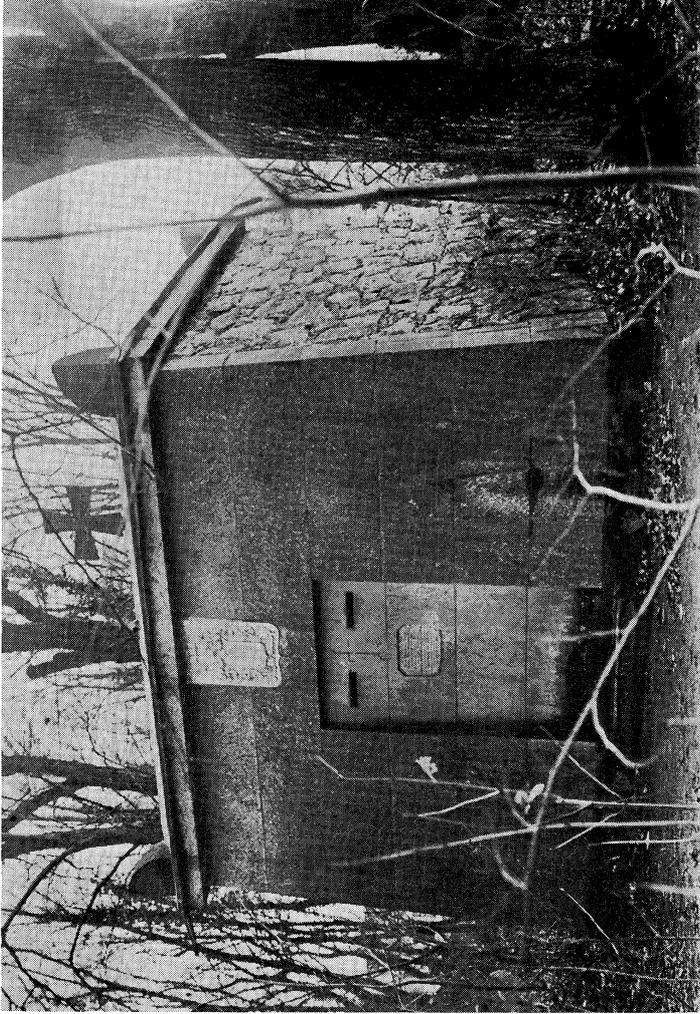
Eine versunkene große Grabplatte aus Granit bedeckte den Grabhügel des berühmt gewordenen Kupferstechers und Zeichners Joh. Ferdinand Ulrich Ruscheweyh, der nach langer Künstlerfahrt wieder nach Neustrelitz zurückkehrte. Er wurde berühmt durch die großen Kupferstiche zu Goethes Faust, die er als erster Künstler schuf. Seine Daten: geb. 1. 1. 1781 – gest. 27. 12. 1847. Seine Studienzeit verlebte er in Berlin, Wien und Rom. Seine Freunde waren die Präraffaelliten, die „Nazarener“: Cornelius, Overbeck u. a. Er ist in die Kunstgeschichte als „bedeutender Erneuerer des Kupferstichs“ eingegangen wie u. a. auch sein Neustrelitzer Kollege Carl Eggers als Wiederentdecker und Erneuerer der Freskomalerei. Ruscheweyh nahm viele Themen aus der christlichen Geschichte für seine Motivwahl, aber er hat auch zu Schillers „Eleusischem Fest“ Stiche gemacht.

Eine besondere Inschrift trägt der Grabstein seines Bruders Wilh. Gottfried Ruscheweyh (1783–1844). Ob dies der Kastellan und Kammersänger war, konnte nicht ermittelt werden.

„Uns allen schlägt die große dunkle Stunde  
der herben Trennung ruft sie Wiedersehen!“

Jedenfalls ist Carl Benjamin Ruscheweyh der Vater dieser beiden Söhne. Sie erbten vom Vater die malerische und zeichnerische Begabung. Er wurde schon als Pagen-Zeichenmeister und Wandmaler im Hohenzieritzer Schloß genannt.

Der erste bedeutende französische Sprachlehrer am Gymnasium Carolinum war „Césaire Vilatte, né à Chalons sur Saône le 1. Aout 1770, † le 16. Nov. 1846. Nachruf: „Il fut bon époux, bon père, il est regretté de tous riens“.



Alter Friedhof Neustrelitz. Grabkapelle von Kampitz. Anfang 19. Jhd.

Seine Gattin starb 13 Jahre später auch in Neustrelitz, wurde aber schon auf dem Neuen Friedhof beigesetzt: „Claudine Vilatte-Gabillot, née à Sasseney le 22. Fev. 1780, † le 31. Dec. 1859 ihr Spruch „Bienheureux ceux, qui reposent dans le Seigneur.

Wir kommen nun zu den Grabkapellen der Spätromantik, den „letzten mahnenden Steinwarten“ des alten Neustrelitz. Sie haben eine andere Sprache in ihrer Architektur.

Die älteste ist die der Familie von Kamptz mit dossierten Mauern und ägyptisierendem Einfluß, ins Klassizistische übergehend, mit derbem Tympanon und Eckverzierungen und einem Wappen derer von Kamptz. Diese Kapelle wurde nach dem Tod des Christoph Albrecht von Kamptz 1816, der Staatsminister in Neustrelitz war, erbaut. Ihm wurde auch die Oberkammerherrncharge erstmalig verliehen von seinem Mecklenburg-Strelitzschen Landesherrn, mit der Verleihung des Kammerherrnschlüssels.

Sein Sohn war der Kammerdirektor Adolf von Kamptz, † 1859 in Neustrelitz. Die Eingangstür der Kapelle wies zwei in sich verbundene eiserne Schlangen auf als Sinnbild von Ewigkeit und Unsterblichkeit. Der Sohn Adolf Friedrich Christian, dessen Paten Herzog Adolf Friedrich IV. und dessen Schwester Christiane waren, hat sich besonders verdient um Neustrelitz gemacht. Er erbaute die Kamptzburg-Lindenberg bei Neustrelitz (heute Gartenbaulehranstalt) im Empirestil mit mehreren Nebengebäuden und errichtete dort einen großen Garten mit Terrasse. Ferner baute er die erste Badeanstalt am Zierkersee. Das Haus, das letzte linke in der Seestraße ist noch vorhanden. Es war Anfang des 19. Jahrh. für Warmbäder (auch medizinische) errichtet für Jedermann, außerdem wurden auch Kaltbäder von einem Badeschiff im Zierkersee genommen. Spaziergänge wurden nach dem Bad im Badegarten gemacht. Dieser Kamptz war wie sein Landesherr Carl II. sehr für Körperkultur und richtete diese Wasserbehandlungen auf eigene Kosten in dem Badehaus und Badeschiff ein. Er wohnte in dem Haus Tiergartenstr. 11, das mit den vier Monolith-Granit-Säulen, die vor einigen Jahren vom Rat der Stadt leider entfernt wurden. Sie stammten aus einem riesigen Findling, den Herr v. Kamptz wohl auf seinem Gelände in Lindenberg entdeckt hatte.

Der Architekt des Hauses war Chr. Ph. Wolf. Er hat wertvolle Stuckarbeiten im großen Saal des Hauses ausführen lassen und im Badehaus eine mit Sternen geschmückte Decke, darunter ein sinniger Fries mit Muscheln, Fischen, Wasserpflanzen. Das Haus ist noch erhalten.

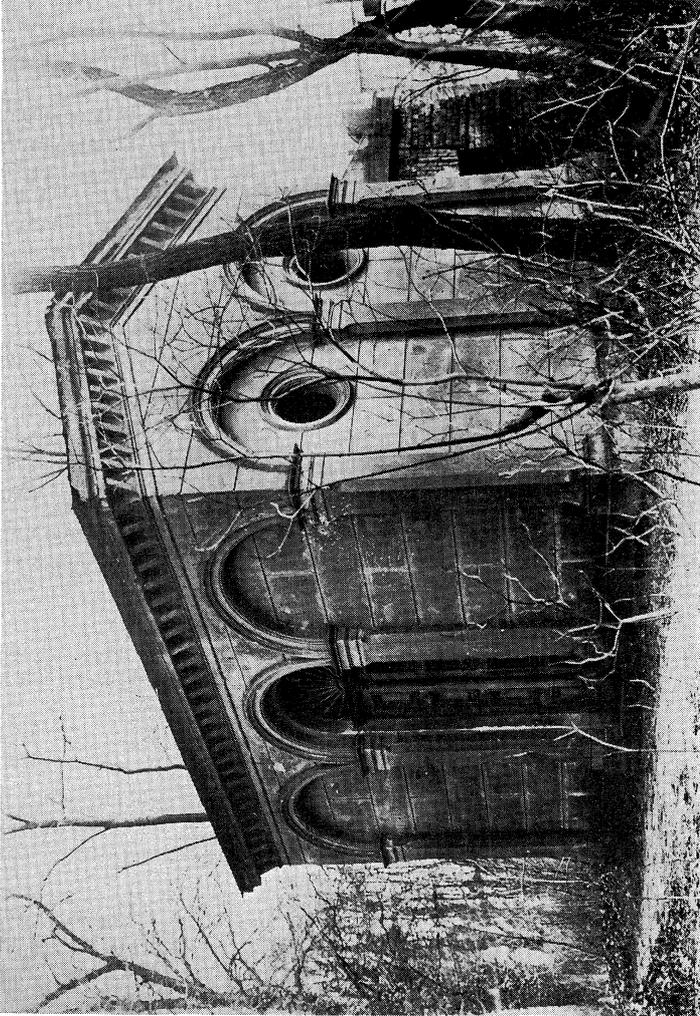
Natürlich fanden auch andere Familienmitglieder in der Kapelle ihre letzte Ruhe: Friederike von Kamptz, † 1854, Ludwig von Kamptz, † 1839. Die Inschrift an der Kapelle lautete:

Willkommen an meinem Grabe, ladet ein zum Verweilen,  
wenn auch nur für wenige Augenblicke“.

Der Sohn Berhard v. Kamptz wurde bekannt und geachtet als Oberlanddrost († 1832) in Burg Stargard und wohnte auch dort. Bekannt wurde ein Bild, wo er auf einem Schimmel zu Füßen der Burg seinen Amtsbezirk bereitet, von Riefstahl gemalt und mit dem Schloßbrand 1945 vernichtet.

Ein Mausoleum, sehr schlicht und ernst, war das des ehem. Staatsministers und Bundestagsgesandten am Frankfurter Parlament Carl Wilhelm von Pentz († 1827) und seiner Gemahlin. Das Grabdenkmal war schon klassizistischer Art. Eine Kapelle aus verputztem Backstein mit Verwendung von schönen Formsteinen. Zwei sich verjüngende dorische Pilaster, sogar mit Entasis (Säulenbauchung), die nach K. Hustaedt ein edles, mit flotter Eleganz gezeichnetes Gesims tragen. Es fehlt nicht die übliche Verkröpfung, das Tympanon, auf den Ecken Aschenkrüge. In der Mitte Inschrifttafeln in römischen Lettern mit Titel, Geburts- und Todesjahr und Hinweis auf einen Text aus den Offenbarungen Johannis. Vor der Kapelle zwei Akazien.

Auch die Grabfassade des ersten Superintendenten und Hofpredigers D. Andreas G. Masch (geb. 1724) und seiner zwei Lebensgefährtinnen war bemerkenswert. Masch war



Alter Friedhof Neustrelitz.  
Grabkapelle von Peutz. Ziegelbau verputzt als Gnadendbaum mit Formstück.  
Anfang 19. Jhd.

zuerst Pastor in Biseritz b. Neubr. 1752, dann Stadtpfarrer in Neustrelitz 1756, Hofprediger 1761, Superintendent 1765, gestorben 1807 im 83. Lebensjahr. Er war 55 Jahre in seinem geistlichen Amt, legte den Grundstein für die Neustrelitzer Stadtkirche und weihte auch die Zesterfleth-Kapelle 1769 ein. Der englische Schriftsteller Thomas Nugent, der für seine Königin Sophie Charlotte (Schwester von Adolf Friedr. IV.) ein historisches Reisetagebuch von Mecklenburg schreiben sollte, hat viel Interessantes von Masch dort berichtet. Nugent war Gast des Herzogs Adolf Friedrich IV. Masch wurde bekannt durch die große Bibelsammlung, die wertvollste Seltenheiten enthielt – so z. B. eine Lucas Cranach Bibel, die Masch von einem Amtskollegen erwarb und weiterführte. Leider kam sie nach der Auflösung der Neustrelitzer Landesbibliothek 1950 nach Rostock in die Univ. Bibliothek. Masch hatte bestimmt, daß sie nach seinem Tode in die Landesbibliothek aufgenommen werden sollte, was auch geschah bis zur Auflösung der Landesbibliothek.

Jedoch muß hier auch erwähnt werden, daß D. A. Masch „die gottesdienstlichen Altertümer der Obotriten aus dem Tempel zu Rhetra am Tollener See nach den Originalien auf das genaueste gemalt (von Daniel Woge, dem Meckl. Strel. Hofmaler) und in Kupferstichen nebst Erläuterungen von Herrn Andreas Masch im Jahr 1771 verfaßt“ hat. (Quartformat 151 Seiten und 293 Paragraphen). In diesem Buch befinden sich viele hundert Kultfiguren und Geräte, die im Rethratempel als slawische Kult- und Götzenidole dienten. Interessant ist, daß ein protestantischer Geistlicher sich in diese Materie so leidenschaftlich hineinversetzte, ohne zu ahnen, daß viele der Götzen Fälschungen waren, was erst später bekannt wurde.

Die Wiederentdeckung der Gotik des Mittelalters führte im vorigen Jahrhundert zur Neugotik, der besonders Friedr. Wilh. Buttler huldigte und in dieser Stilrichtung wahrscheinlich das Mausoleum für den Geh. Medizinalrat und großherzoglichen Leibarzt, Dr. von Hieronymi, auf dem alten Friedhof erbaute. Von Hieronymi war auch der Leibarzt der drei aufeinander folgenden regierenden Landesherrn bis zum Großherzog Georg. Seine Daten: geb. 26. 12. 1767, gest. 3. Aug. 1836. An beiden Seiten des spitzbogigen wappengeschmückten Portals waren die Inschriften angebracht.

„Hier ruhen die Meinigen, – jetzt allein –, künftig mit mir“

Künftig waren es sieben Familienmitglieder. Der Freund dieses guten und beliebten Arztes war der Hofrat Reinicke. Er setzte den folgenden Nachruf:

„Siehst Du einst oben um Dich, wie Du geheilet hinieden,  
o, wie strahlt Dir dann aller unsterblicher Dank“

Ein siebenteiliger Staffeligebel (nach den 7 Verstorbenen) gotisch, war noch lange erhalten und ein malerisches Schaustück.

Klassizistisch war die Ruhestätte des Kammerherrn und Intendanten von Graefe, gest. 1837. Er war der Nachfolger des bekannten Freundes von Großherzog Georg, des Hofmarschalls und Sängers Cäsar von Dachröden.

Auch der Buchhändler Barnewitz hat eine dekorative, mit gotischen Emblemen versehene Grabstätte gehabt.

Die Familienkapelle derer von Moltke ordnete sich in ihrem etwas monumentalen gotischen Stil den anderen neueren ein und wies im Tympanon ein Allianzwappen Moltke-Bassewitz auf. In dem großen schwarzen Sarg ruhte die Oberhofmeisterin von Moltke, Gattin des Oberjägermeisters von Moltke auf Schossow. Außerdem ihre Tante und Pflegerin (seit 1801) Karoline M. G. vom Kamptz und ein Kindersarg sowie noch ein heller Eichensarg, der die Hofdame der Großherzogin Marie, ein Fräulein von Hassberg barg.

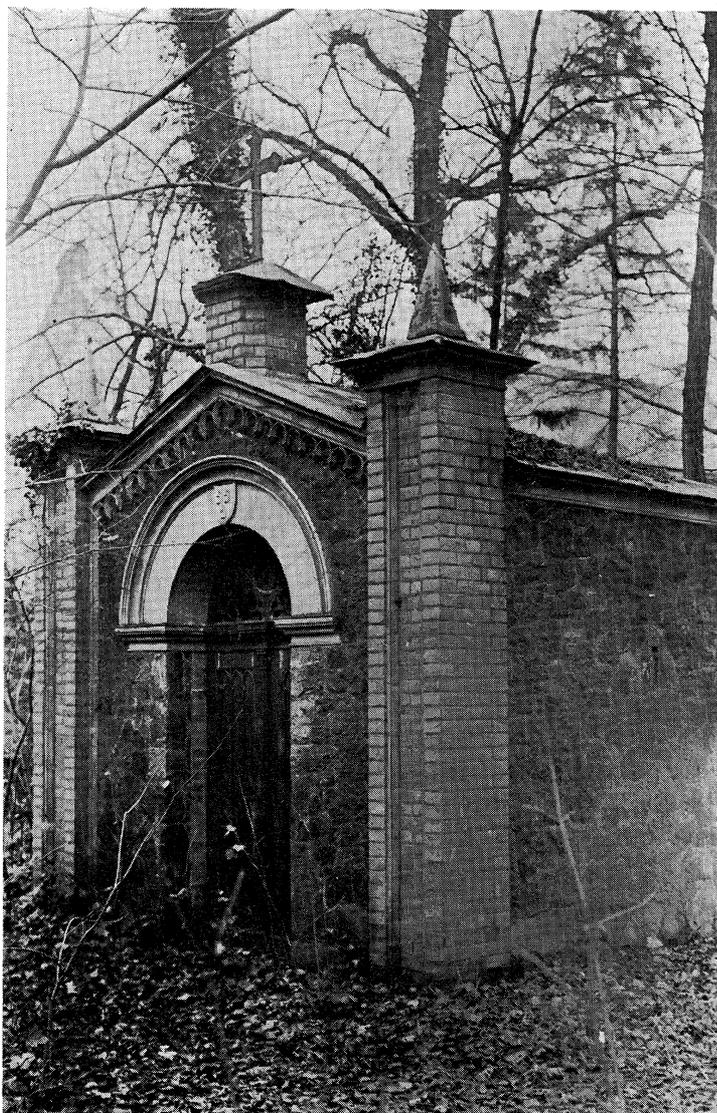
Von künstlerischer aber auch elegischer Stimmung ist das Denkmal des Großh. Mecklenburg-Strelitzer Hofmalers Friedrich Albert Reincke aus dem Jahr 1833. Ein hoher Granitwürfel in guten Proportionen, eine Eisenplatte auf der Vorderseite eingelassen mit dem



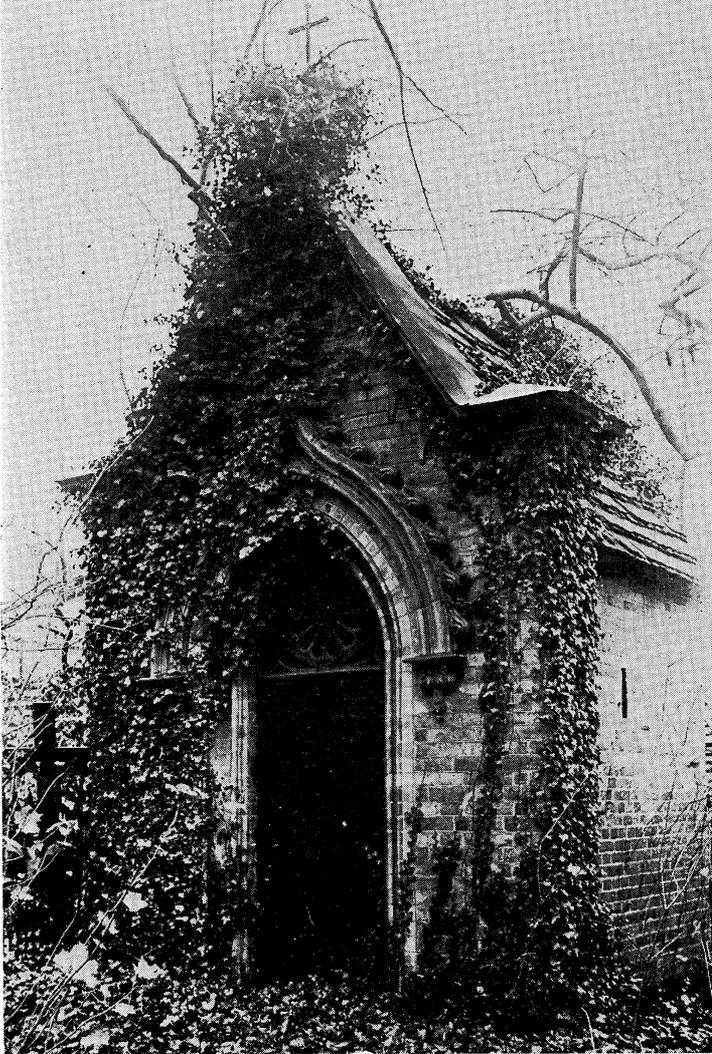
Alter Friedhof Neustrelitz.  
Grabfassade des Superintendenten D. Andreas G. Masch.  
Ziegelbau, früher verputzt, errichtet 1807



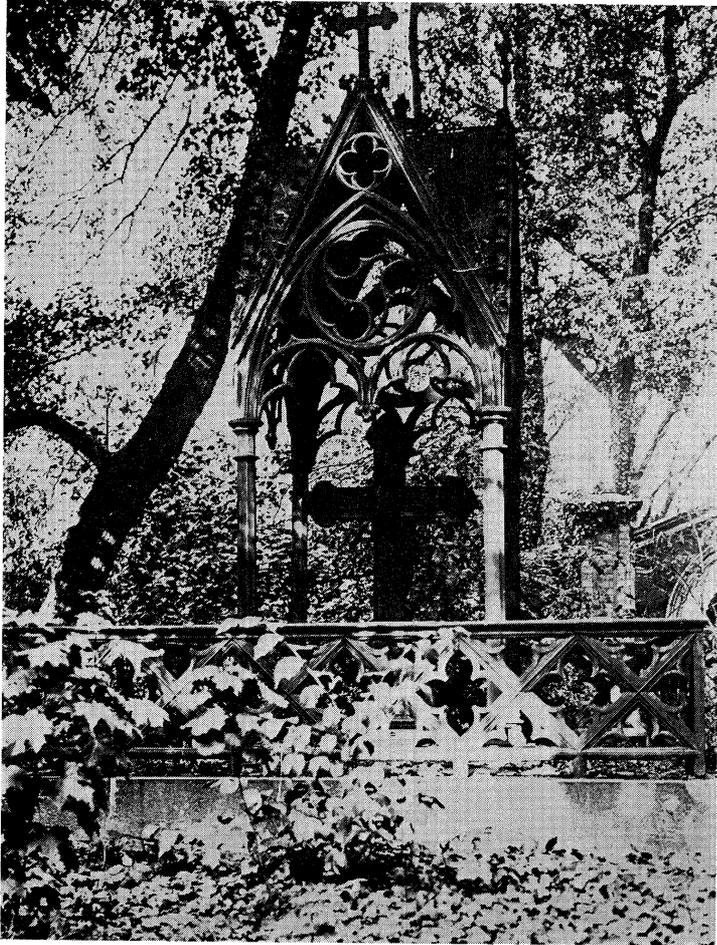
Alter Friedhof Neustrelitz.  
Grabkapelle des Leibmedicus Dr. von Hieronymi.  
1. Hälfte 19. Jhd.



Alter Friedhof Neustrelitz.  
Grabkapelle von Graefe, erbaut 1. Hälfte 19. Jhd.



Alter Friedhof Neustrelitz.  
Grabkapelle von Moltke, erbaut von Fr. W. Buttel.  
1. Hälfte 19. Jhd.



Alter Friedhof Neustrelitz.  
Grabmal Staatsminister August Otto von Oertzen.  
Kreuz, Baldachin und Gitter gotisierend in Gußeisen.  
1. Hälfte 19. Jhd.

Namen des Verstorbenen – ohne Nachruf. Auf dem Postament eine mächtige schlanke Urne oder Aschenkrug, durch einige Bänder mit Mäander und Eierstab verziert (Abb. 13, Mitte).

Reizvoll und romantisch berührt war man, wenn man sich den eisernen gotischen Baldachin über dem Erbbegräbnis des verdienstvollen Staatsministers August Otto von Oertzen (1777–1837) ansah, den vier Spitzgiebel der Schinkelschen Frühgotik mit reichem Maßwerk zierte. (Ein ähnlicher Baldachin befindet sich noch heute in Gransee zur Erinnerung an die Überführung der Königin Luise vom Sterbeort Hohenzieritz b. Neustrelitz nach Berlin im Jahre 1810).

August v. Oertzen gilt in der Geschichte des Strelitzer Landes als eine hochverdiente Persönlichkeit und wurde von allen Landsleuten nach seinem plötzlichen Tod tief betrauert. Er begann 1801 in der Justizkanzlei Neustrelitz als Auditor, wurde dann Kanzleirat und Referendar bei der Landesregierung, Assessor und stieg bis zum Staatsminister empor. Den Text eines Grabliedes für Aug. v. Oertzen schrieb J. Fr. Bahrdt. Es wurde von Mantey v. Dittmer vertont.

Der Sohn des Ministers: Carl Ludwig v. Oertzen (1801–1871) war hochmusikalisch, studierte in Berlin Generalbaß und Kompositionslehre und komponierte viele Lieder, Cantaten, Motetten und Männerchöre, auch eine Oper von J. Fr. Bahrdt, die in Neustrelitz uraufgeführt wurde. Seine Arbeiten sind heute nicht mehr bekannt und wurden nicht neu aufgelegt. Carl Ludwig von Oertzen war stark von dem Gedanken beseelt, die Musik wieder mehr in das Leben aller Kreise zu verpflanzen und mit ihr erzieherisch zu wirken – auch durch Lehrer, Gesangsfeste und Vereine, deren Leitung er übernommen hatte. Die Verfasserin dieser Arbeit rettete genannten Baldachin 1945 vor der Zerstörung, jedoch wurde er heimlich der Schrottmasse zugeführt. Er war noch gut erhalten und hätte restauriert werden können.

Erstaunlich ist es, daß so viele gute Sänger und Musiker, auch Komponisten (es wurden hier nur einige genannt) in Neustrelitz im 18./19. Jahrh. lebten, ihrer Muse dienten und in treuer Solidarität zusammenhielten. Wir lernten Weidner, Manthey v. Dittmer, Riefstahl, von Oertzen, Cäsar v. Dachröden (als Gründer der Singakademie 1840), den begeisterten Musikfreund J. Fr. Bahrdt hier nur flüchtig kennen, die hier begraben liegen. Drum sei es erlaubt, hier ein noch unbekanntes Gedicht wiederzugeben, das K. Hustaedt, der Bahrdt sehr schätzte, aufschrieb und welches die Verfasserin dieser Arbeit fand:

„Es gilt der hohen Göttlichen Kamöne (= Muse)  
die zauberkräftig jede Brust bewegt;  
die in das ewig heitre Reich der Töne  
auf leichtem Fittig unsre Seelen trägt;  
die selbst den müden Greis im Silberhaare  
noch einmal schwärmen läßt im Jugendwahn;  
die von der Wiege bis zur Totenbahre  
umgaukelt unsres Lebens morschen Kahn;  
ihr gilt es, die mit unsichtbarem Zügel,  
im Harmonienstrom, die Geister lenkt;  
Ihr gilt es, die noch an dem Grabeshügel  
der Hoffnung Strahl in unsre Herzen senkt;  
Ihr gilt's, die mild und tröstend hat gegeben  
der unerforschten Gottheit hohe Gunst  
uns zur Begleiterin durchs trübe Leben  
der himmlischen, der unentweihten Kunst.“

J. Fr. Bahrdt

Gedenken wir noch kurz einiger verdienter Bürger zum Schluß, die sich noch im Nachtrag des Inventars von Konrad Hustaedt fanden. Geheimer Rat u. Minister Anton Seip, † 1806, zeichnete sich hoher Verdienste bei Ad. Friedr. IV. und Großherzog Carl II. aus. Er fand seine letzte Ruhestätte in der Nähe der Hieronymi-Kapelle unter einem großen Granitblock. Sein

Amtskollege war Joh. Scherpelz, † 1809, Herzog Carl II. baute ihm für seine Verdienste das Haus Zierker Str. 24. Ein Vater seiner Soldaten war der Obrist von Bonin, besonders im Befreiungskrieg 1812/13, als er mit 400 C-Husaren nach Rußland für Napoleons Feldzug ziehen mußte und mit nur 60 Mann zurückkehrte. Schwer verwundet starb er am 14. Februar 1813.

An der Seite des Eggerschen Denkmals wurde der Bürgermeister Hofrat Steinfeld, † 1832, begraben. Gleichfalls nicht weit davon fanden die Theologen Dr. Andreas Glaser, † 1837, und der Superintendent Kämpffer ihre letzte Ruhe. Ein antikisierendes Grabmal erhielt der Hausmarschall von Monroy 1850. „Hier ruhet in Frieden dem Erwachen einer besseren Welt entgegen“ steht auf dem Grabstein des herzoglichen Baumeisters Ernst Heinrich Stübener (1799–1838).

„Wieder aufzustehen bist Du gesäet“ kündigt sein Votivtäfelchen im Kreuz, Worte des Dichters Klopstock. In sinnreicher Weisheit hat oft ein Freund des Heimgegangenen den rechten passenden Text der Worte gefunden. Wir wissen nur von zwei Verfertignern dieser kleinen ovalen Täfelchen. Es war der Gelbgießer und Gürtler Aßmann und der Goldschmied und Sänger Hauptner (siehe Bahrds Grab).

Unsere Wanderung mit besinnlichen Erinnerungen an das alte Neustrelitz, eigentlich das junge, da es nur 50–150 Jahre alt war während unserer Wanderung durch die Zeiten, ist beendet. Wen wird dieser Weg heute noch interessieren? Nur den Historiker oder Archäologen oder den Volkskundler? Auf jeden Fall ist es aber ein Beitrag zur Stadtgeschichte von Neustrelitz zum 250. Geburtstag der Stadt. Dem Archivar Konrad Hustaedt wollen wir hiermit danken.

Geben wir den beiden und vielen anderen Handwerksmeistern noch ein Gedenken. Kabinetttischler Gerwig wurde schon im Anfang unserer Wanderung genannt. Der gotische Stil, der in der letzten Benutzerphase des Alten Friedhofes hie und da in der Architektur der Grabdenkmale auftauchte, gab dem ersten Gelände eine Art lyrische Feierlichkeit mit seinen Schmuckformen. – Traurig waren die Zerstörungen und Diebstähle von Messing und Bronze an den Denkmälern nach und auch in den Jahren des Ersten Weltkrieges.

Fragen wir heute nach den Meistern in der Architektur und dem Kunsthandwerk in Stein, Messing, Bronze, Holz, Eisen, so wäre die Antwort: „unbekannt“, wie einst im Mittelalter bei den Bauhütten der Dome und Münster. Die meisten von ihnen waren Neustrelitzer Baumeister und Handwerker. Tüchtige Werkmeister gab es genug damals im 18. u. 19. Jahrh. Wir haben in unserer Wanderung schon zwei an ihren Gräbern besucht: Tischlermeister Gerwig und Gürtler und Gelbgießer Aßmann. Der älteste Gürtler Aßmann war aus Neustadt bei Eberswalde nach Neustrelitz eingewandert. Sein Sohn und Enkel folgten dem Vater und Großvater im Handwerk in Neustrelitz. Ein seltener Vorgang. Sehen wir seine Ruhestätte an, so ist es ein einfacher Granitstein, darauf ein bronzenes Kruzifix und eine Tafel für die Inschrift. Dargestellt ist in starkem Relief im Vordergrund eine knorrige zerklüftete Eiche, auf deren Ast eine Eule hockt. Darunter ein Sinnbild des Grabes, altarähnlicher Unterbau mit dem Stumpf der herunterstürzenden Urne. Vom Wind gepeitschte Gräser vermehren mit eilenden Wolken den dramatischen Charakter.

Carl Adolph Gottlieb Aßmann

Hof-Gürtler

geb. 28. Juni 1785

gest. 25. Nov. 1855

Eine ovale Messingtafel trägt den Namen seiner Lebensgefährtin, die den Meister 17 Jahre überlebte – mit dem Nachruf:

„Im Grabe Ruhe, im Leben Schmerzen,  
Drum schlummert sanft, ihr treuen Herzen“.

Durch die Überlieferung stellte ich fest, daß Konrad Hustaedt schon als 10jähriger Schüler sich immer wieder zum alten Friedhof hingezogen fühlte und schon 1909 begann, sich

besondere Denkmale in sein Notizbuch zu zeichnen, bis er dann nach den Zerfallerscheinungen sich wegen der Restaurierung und Inventarisierung an die Stadt und den regierenden Großherzog wandte.

Konrad Hustaedt hat 1911–13 und auch später noch immer wieder den Wunsch geäußert, den Friedhof einmal so zu sehen, wie er im 18. Jahrhundert in seiner Frische und Gepflegtheit der Gräber, Denkmale, Hügel und Inschriften gestaltet war. Später erhielt er durch den Zerfall und durch die efeuberankten Bäume hie und da eine gewisse malerische Veränderung. – In den ersten 50 Jahren seiner Kulturgeschichte – als noch der alte Spruch Geltung hatte „dem Auge fern, dem Herzen ewig nah“ – der Zeit, als noch das Leben bei den Angehörigen und Freunden dieser Verstorbenen in der Erinnerung lebendig war und die Wehmut noch durch die Schattenkonturen der vielen Bäume geisterte und die dort in Andacht versunkenen Besucher immer wieder zum Verweilen zwang, da gab es noch keine Hektik im Alltag bei jedermann, wie heute im 20. Jahrhundert. Da gab es nur die kleine kulturträchtige Residenz, die sich stetig zur Landeshauptstadt entwickelte. Der Alte Friedhof war ein sprechendes Bild dieser Entwicklung.

#### Letzter Wunsch

Wo die milden Abendlüfte  
Sanft durch dunkle Tannen wehn,  
Auf dem finstern Reich der Grüfte  
Trauerweid und Efeu stehn –

Wo die goldnen Schilder blinken,  
Von des Mondes Licht beglänzt  
Kreuze still nach oben winken,  
Die der Liebe Mund bekränzt –

Wo aus alternder Kapelle,  
Totenglöckleins Stimm erklingt,  
An des dunkeln Grabes Schwelle  
Klagend Trauerlieder singt. –

Wo so mancher meiner Treuen  
schlummert in der kühlen Gruft.  
Bis der Herr sie einst zu neuem  
ewig selgem Leben ruft.

Dorthin sollen sie mich bringen,  
wenn mein Aug' im Tode bricht –  
Totenglöcklein müßte singen:  
Trauernde, vergeßt mich nicht.

Joh. Fr. Bahrdt, Verfasser

„Wendischer Bote“ 1844, Nr. 9

#### Personenverzeichnis der in dieser Arbeit genannten und auf dem Alten Friedhof Bestatteten

1. Aßmann, Ad. Gottlieb, Hofgürtler, Ziseleur, Gelbgießer
2. Bahrdt, Joh. Fr., Apotheker, Dichter, Dramaturg, Journalist
3. Barnewitz, Buchhändler
4. von Bonin, Obrist, Dramaturg
5. Boccius, Kammerdirektor
6. Brauer, Friedrich, Chirurg
7. von Bülow, Chr. Fr., Stallmeister

8. Campagnoli, Bartholomeo, Konzertmeister, Komponist
9. Croll, Chr. C. Fr. Hoffurier
10. von Dittmer, G. Fr. Mantey, Kapellmeister
11. Dübois, Frau, Hauptmann Wwe.
- 11a Dunkelberg, Fr. W., Landbaumeister
12. Eggers, Dorothea, Sofie, geb. Siemerling
13. Eggers, Carl, Prof., Freskomaler
14. Eggers, Adolf, Arzt Dr. med.
15. Eggers, Joh., Christoph, Apotheker
16. Eisemann, Traugott, Musiker
17. Fehrjahn, Damastmacher
18. Gerwig, J. Fr., Kabinettstischlermeister u. Frau
19. Glaser, Hofprediger
20. von Graefe, Intendant, Informator
21. Grohnwald, Büchsenmacher
22. von Hieronymi, Dr. med., Leibarzt
23. Hübner, Ernst, Kammermusiker
24. Kamptz von, Familie
- 24a Kämpffer, Superintendent
25. Kandeler, Joh. Daniel, Baukondukteur, Zeichner
26. Keilenberg, Johanna, Kammerjungfer
27. Korb, H. Buchdrucker
28. Masch, Dr. Andrees Gottlieb, Superintendent
29. von Moltke, Familie
30. von Monroy, Hausmarschall
31. Müller, Dr. Eduard
32. von Oertzen, Karl Otto, Staatsminister und sein Sohn
33. von Pentz, C. P., Minister
34. Reinicke, Ad. Fr., Hofrat
35. Reincke, Hofmaler
36. Richter, Carl
37. Riefstahl, Heinrich, Lehrer und Komponist
38. Ruscheweyh, Carl, Benjamin, Zeichenmeister
39. Ruscheweyh, Carl, Ferdinand, Kupferstecher, Grafiker
40. Ruscheweyh, Wilh., Gottfried, Kastellan, Kammersänger
41. Scherpelz, Joh., Staatsminister
42. von Schmalensee, Vater Hofmarschall u. Sohn Oberstallmeister
43. Schubert, J. G. Hofschleifermeister
44. Seip, Anton, Minister
45. Steinfeld, Hofrat – Bürgermeister
46. Stübener, Ernst, Heinr., Baumeister
47. Ternite, Clara, Lehrerin
48. Teschner, W., G., Schlossermeister
49. Tomasini, Luigi, Violinist
50. von Viereck, Adam
51. Vilatte, Césaire, französ. Sprachmeister
52. Vilatte, Claudine, Ehefrau
53. Viele, Peter, Chr., Kapellmeister u. Direktor

# Bibliothek, Archiv und Museum in Neustrelitz 1796 – 1950

Zur Kulturgeschichte von Mecklenburg-Strelitz

Von Horst Börjesson

Annalise Wagner zum 80. Geburtstag

„Erst mit dem Aufzeigen der  
Wechselwirkung zwischen Bibliothek und Öffentlichkeit  
stoßen wir auf den Nerv  
in der Geschichte der Bibliotheken.“

Georg Leyh

Dieser Aufsatz basiert auf einer Hausarbeit zur Prüfung für den höheren Dienst an wissenschaftlichen Bibliotheken unter dem Titel „Die Landesbibliothek Neustrelitz“. Sie wurde vorgelegt 1976 beim Bibliothekar-Lehrinstitut in Köln, heute: Fachhochschule für Bibliotheks- und Dokumentationswesen, und enthält auch den Nachweisapparat, auf den hier verzichtet wird. Die Arbeit ist außerdem zugänglich bei der Wissenschaftlichen Allgemeinbibliothek des Bezirkes Schwerin ebendort (ehem. Meckl. Landesbibliothek).

Im Mittelpunkt steht die Herzogliche bzw. Großherzogliche und schließlich Landesbibliothek von Mecklenburg-Strelitz. Archiv und Sammlungen bzw. Museum werden als ihr eng verbundene, sie manchmal sogar in den Hintergrund drängende Institute mitbehandelt.

## Teil I: 1796 – 1883

Die Kultureinrichtungen, von denen hier berichtet werden soll, gehen in ihren institutionellen Anfängen auf Herzog Carl von Mecklenburg-Strelitz (1794 – 1816) zurück. Carl, der seinem Bruder Adolf Friedrich IV., dem von Fritz Reuter als „Dörchläuchting“ karikierten Herzog, in der Regierung gefolgt war, leitete eine neue Ära in seinem Lande ein. Im Windschatten des Baseler Friedens, nachdem die Schreckensherrschaft der Französischen Revolution sich ausgetobt hatte, begann Carl als aufgeklärter Herrscher, beseelt vom Erziehungsgedanken des Deutschen Idealismus, mit „Reformen von oben“, besonders im Erziehungs- und Bildungswesen.

In diesem Zusammenhang ist die Bibliotheksgründung zu sehen. Wahrscheinlich im Jahre 1796, also bereits zwei Jahre nach seinem Regierungsantritt, entstand auf Veranlassung Carls in der Residenzstadt Neustrelitz eine herzogliche Bibliothek. Dies geschah durch die Zusammenfassung privater eigener und älterer herzoglicher Büchersammlungen zu einer öffentlichen Bibliothek und durch die Einsetzung einer verantwortlichen Aufsicht.

Die älteren Bestände reichen in einzelnen Werken vermutlich sogar zurück zu dem ersten Herzog von Mecklenburg-Strelitz Adolf Friedrich II. (1701 – 1708), der, sehr auf das Praktisch-Wirtschaftliche gerichtet, Handel und Wandel in seinem Lande in Gang brachte und sich besonders mit Handindustrie und Alchimie befaßte, dessen Privatbibliothek aber wahrscheinlich zum allergrößten Teil dem Brand des Strelitzer Schlosses im Jahre 1712 zum Opfer gefallen ist.

Von Adolf Friedrich IV. (1752 – 1794), dieser Rokokogestalt, stammte Belletristik seiner Zeit, auch in der höfisch vorherrschenden französischen Sprache, wovon einiges später durchaus Seltenheitswert gewann. Wichtiger noch war die in seine Privatbibliothek gelangte „Masch'sche Bibelsammlung“, die seinem bibliophilen Hofprediger, Konsistorial-

rat und Superintendenten des Stargarder Kreises Andreas Gottlieb M a s c h (1724–1807) zu verdanken ist.

Adolf Friedrich IV. war aber auch der Veranlasser für den Ankauf slawischer Altertümer: der „Prillwitzer Idole“, angeblicher Götterfiguren aus Bronze, Runensteine, Urnen, Waffen u. a. Masch hat sie bereits 1771 beschrieben unter dem Titel: „Die gottesdienstlichen Alterthümer der Obotriten, aus dem Tempel zu Rethra, am Tollenzer-See“. Dafür hat man sie damals gehalten. Später wurden dann Irrtümer und Fälschungen aufgedeckt, auch sind nicht Obotriten, sondern Wilzen bzw. L(i)utizen in dem Gebiet ansässig gewesen, aber bei der Erwerbung und anhaltenden Beschäftigung mag der slawische Ursprung des mecklenburgischen Fürstenhauses eine Rolle gespielt haben. Die Materialien erwiesen sich zeitweise von großer Attraktivität und formten jene charakteristische Zweifelhaftheit vor, in der die herzogliche Bibliothek von Anfang an entgegnet, nämlich in Verbindung mit dinglichen Sammlungen. – Das Archiv kam erst später schrittweise hinzu.

Herzog Carl nun, der zuvor schon britischer Feldmarschall und Generalgouverneur von Hannover gewesen war, bereicherte die am Neustrelitzer Hof bereits vorhandenen Buchbestände um viele wissenschaftliche Werke und um eine einzigartige Sammlung von Landkarten und Plänen. Außerdem kaufte er die Bibliothek seines verschuldeten Kammerherrn und Geheimen Legationsrats von der Schulenburg auf, der sich „den Wissenschaften mit großem Eifer“ gewidmet hatte, auch als Autor hervortrat und „... ungeachtet seiner Dürftigkeit sich eine ansehnliche historisch-geographische Büchersammlung zu verschaffen wußte“ (Danneil).

### Schulenburg 1796–1805

Graf August Christian Friedrich von der Schulenburg (1754–1833) erhielt vom Herzog auch die Aufsicht über die Bibliothek, die er wahrscheinlich 10 Jahre, von 1796–1805, innehatte. 1801 verfertigte er einen ersten Katalog für die Bibliothek. Daneben ist er seit 1799 als Redakteur des Herzoglich Mecklenburg-Strelitzschen Staatskalenders auf die Jahre 1800 sowie 1802–1805 nachzuweisen.

Die erste auswärtige Nachricht einer „Herzoglichen Bibliothek“ in Neustrelitz, von ihrem Umfang und Charakter noch unter Schulenburg gab 1805 in Wielands „Neuem Teutschen Merkur“ der Greifswalder Historiker Friedrich R ü h s: „... sie enthält schon über 18000 B ä n d e, größtenteils neue, seltene und kostbare Werke, besonders reich ist sie an Französischen, Englischen und Dänischen Büchern“ – (wobei die englischen wahrscheinlich auf Herzog Carl zurückzuführen sind und die dänischen auf Schulenburg, dessen Bruder naturalisierter dänischer Offizier war und der selbst einige Jahre in Kopenhagen lebte).

Rühs war im ganzen recht angetan von Mecklenburg-Strelitz, nennt es ein „glückliches Ländchen“, preist die „Wissenschaftslicbe des edlen Herzogs“ und erwähnt auch das im Bau befindliche „neue Schulhaus“. Dabei handelt es sich um das Gebäude (in der Glambecker, jetzt Wilhelm-Pieck-Str.) des 1795 von Carl gegründeten Gymnasiums, des später nach ihm benannten Carolinum, das übrigens von Anfang an mit einer eigenen Bibliothek ausgestattet war.

Der eigentliche Zweck der Reise von Rühs jedoch war die „Herzogliche Sammlung Slawischer Alterthümer zu Prillwitz“. Jene wurde 1806 nach Neustrelitz in das Gebäude der Bibliothek überführt. Dieses erste Domizil der Bibliothek war das „Pr ä s i d e n t e n h a u s“ (Kampitz), etwa an der Straße Am Marstall (jetzt: Friedrich-Ludwig-Jahn-Str.).

Bei der ersten Aufführung im Staatskalender auf das Jahr 1810 ist die Bezeichnung für die vereinigten Institute des Herzoglichen Hofstaats: „Die Herzogliche Bibliothek, das Münz-Cabinet und die Sammlung der Obotritisch-Wendischen Alterthümer“. Diese Art der

Bezeichnung kehrt bei den fortan jährlichen Nennungen fast das ganze 19. Jahrhundert über stereotyp wieder, nur heißt es freilich seit 1815, als Mecklenburg-Strelitz auf dem Wiener Kongreß zum Großherzogtum erhoben worden war, „Großherzogliche Bibliothek . . .“.

Doch mit diesem Namen, den sie am längsten, über ein Jahrhundert getragen hat, beginnt bereits eine zweite Phase des Neustrelitzer Doppelinstituts. Denn die erste, die Gründungsphase, wird mit dem Ausscheiden Schulenburgs 1805 (?), mit den Napoleonischen und Befreiungskriegen, spätestens aber mit dem Tode Carls 1816 beendet gewesen sein.

### **Reichenbach/Reinicke 1809 – 1841**

Die Ära, die auf die Schulenburgsche folgte, ist in bisherigen Darstellungen nur recht knapp behandelt und eher negativ beurteilt worden. Zunächst trat anscheinend eine Vakanz ein, deren Beginn (Ausscheiden Schulenburgs) sich nicht genau feststellen ließ.

Ab 1809 kann man die beiden Hofräte Reichenbach und Reinicke in „Direction und Aufsicht“ über die Sammlungen belegen, worunter wohl eine ehren- oder nebenamtliche Verwaltung verstanden werden muß (Witte).

1809 – 1821 und 1829 – 1841 hatte sie demnach der spätere Geheime Legationsrat Chr. Reichenbach († 1814) inne, der früher Lehrer und Erzieher Herzog Carls gewesen war. Während seiner Abwesenheit wurde er vertreten durch Adolph Friedrich Reinicke (1752 – 1838), der anscheinend von 1821 – 1829 auch die volle Funktion ausübte. Reinicke war erster geheimer Kabinettssekretär und übernahm „daneben noch“ das Bibliotheksamt wie daran anschließend die Redaktion der „Neuen Strelitzschen Anzeigen“ und der damit verbundenen „Nützlichen Beiträge“. Für diese wie für andere auch außermecklenburgische Zeitungen, Zeitschriften und Sammelwerke verfaßte der „helldenkende, geistvolle und auf weiten Reisen durch Deutschland, die Schweiz, Frankreich etc. gebildete Gelehrte und Kunstkenner . . . mehrere literarische Arbeiten von Umfang und Dauer“ (Brüssow).

Unter den wahrscheinlich für die Erwerbungen zuständigen Hofräten Reichenbach und Reinicke werden erstmals „Bibliotheksaufwärter“ genannt: Friedrich Lexow und Jochen Friedrich Gley, die den laufenden Bibliotheksbetrieb 1809 – 1818 bzw. 1818 – 1856 bestritten haben werden. In dieser Zeit sollen zwei neue Kataloge angelegt worden sein, 1815 und 1830, der letztere erstmals neben dem alphabetischen auch mit einem systematischen Teil (Bock). Und für 1829 wird der Buchbestand mit 50 000 Bänden angegeben (Hempel) – eine Bandzahl, die fast dreimal so groß ist wie die am Ende der Ära Schulenburg und dann den Zeugnissen nach 50 Jahre stagnierte – was den Stellenwert zumindest der Erwerbungsquantität in diesen Jahren deutlich werden läßt.

Wenn auch die Neustrelitzer Bibliothek 1838 zusammen mit den Bibliotheken von Karlsruhe, Meiningen und Coburg aus überregionaler Sicht als „minder bedeutend“ (Klemm) eingestuft wurde, so standen also die Bibliotheksdinge für Neustrelitzer Verhältnisse in dieser Zeit doch wohl etwas günstiger, als sie sich aus bisheriger Sicht darboten. Zwar fehlten Zeichen äußerer Wirkung. Aber die Zeit unter den durchaus literarisch kompetenten Hofräten scheint zumindest eine Zeit stillen Sammelns und Erschließens der Bestände gewesen zu sein. Dabei standen ausführende Kräfte zur Verfügung, während Schulenburg alle bibliothekarische Arbeit anscheinend noch allein hatte verrichten müssen.

Eine Vernachlässigung von Kultureinrichtungen in der Zeit der deutschen Klassik stände auch im Gegensatz zum geistigen Habitus des neuen Landesherrn: Großherzog Georg (1816 – 1860), Sohn und Nachfolger Carls, schon von Kind an im Verkehr mit dem Hause Goethe und später mit Humboldt, war als Mann feiner Bildung der Mittelpunkt des geistig-kulturellen Lebens seiner Residenz, Förderer von Kunst und Wissenschaft und so auch der Bibliothek und der Sammlung naturgemäß zugetan.

Höfrat Reinicke verfaßte eine Biographie des Landesherrn (1827), und die Altertümer-Sammlung wurde jetzt nach dem Großherzog „Georgium“ genannt. Sie erfreute sich nach wie vor großer Beachtung. 1824 empfing Reinicke als „jetziger Bibliothekar und Direktor des Museums“ den Altertumsforscher Friedrich von Hagenow aus Greifswald und öffnete ihm den „Saal . . ., welcher sämmtliche Alterthümer enthält“. Zwei Jahre später verfaßte dieser ein Buch unter dem Titel „Beschreibung der auf der Großherzoglichen Bibliothek zu Neustrelitz befindlichen Runensteine“.

1825 überzeugte sich der Berliner Professor der Altertümer Konrad Levezow von der Echtheit der Prillwitzer Idole. 1828 stellte eine auf Vorschlag Reinickes eingesetzte Großherzogliche Kommission durch eidliches Zeugenverhör die Fälschung der zweiten Serie der Idole fest, und Levezow schwenkte wieder um.

Das war also die Thematik, die die Großherzogliche Bibliothek in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zunächst völlig in den Bann zu schlagen schien. „Die ersten Namen“ der Slawisten und auch der Germanisten traten mit ihr brieflich in Verbindung oder suchten sie persönlich auf, so daß Neustrelitz zu einer Art „Mekka der Slawisten“ zu werden versprach. Die nachgewiesenen Fälschungen verhinderten das dann. Aber dennoch hat die Altertumskunde die Bibliothek und ihre Betreuer, unter denen bis zuletzt Archäologen waren, stark beschäftigt und eigentlich nie ganz losgelassen.

Und noch ein Charakteristikum der Neustrelitzer Kultureinrichtungen kündigt sich in dieser Zeit bereits an: die Einbeziehung auch des Archivarischen. 1828 wurden die Urkunden des Ratzeburger Stifts in das Neustrelitzer Geheime Archiv überführt – später wird die Bibliothek sie übernehmen, und endlich wurden sie zum Grundstock des mit der Bibliothek und den Sammlungen eng verbundenen Hauptarchivs.

### **Gentzen 1842 – 1869**

Eine erste Blütezeit erlebte die Bibliothek unter Johann Friedrich Gustav Gentzen (1796–1871), der 1842 nach dem Tode Reichenbachs mit „Direction und Aufsicht“ betraut wurde. Mit Gentzen trat der Mann an die Spitze der Neustrelitzer Doppelinstitution, der als einziger in diesem Amte die Berufsbezeichnung „Bibliothekar“ geführt hat (wenngleich es eine entsprechende Fachausbildung damals noch nicht gab). Nach einem Theologiestudium zunächst bis 1838 Lehrer in Neustrelitz, hatte Gentzen diesen Beruf wegen eines Halsleidens aufgeben müssen und als Leiter des „Intelligenzbüros“ die Redaktion der „Mecklenburg-Strelitzschen Anzeigen“ und ihrer „Officiellen Beilage“ übernommen. Diese Funktion hat er offenbar ähnlich wie Reinicke eine Zeitlang zusammen mit der bibliothekarischen ausgeübt, anscheinend bis 1848.

Jedoch die ersten Tätigkeiten, die von dem Bibliothekar Gentzen bekannt werden, gelten wiederum den Sammlungen. Zusammen mit dem Pastor und späteren Titular-Archivrat Gottlieb Matthias Karl Masch (1794–1878) sorgte er 1842 für Ordnung und Neuaufstellung des Münzkabinetts und der Altertümersammlung. Außerdem erwirkte er eine Verordnung der Landesregierung von 1843, die alle Landesbewohner aufforderte, alle zur Aufnahme in die Großherzogliche Sammlung geeigneten Altertümer „dem Bibliothekar Gentzen“ anzuzeigen. Er führte das „Accessions-Buch“ der Sammlung (noch erhalten, wahrscheinlich im Museum für Ur- und Frühgeschichte in Schwerin), veröffentlichte 1843 und 1845 Verzeichnisse über die Vermehrungen und unternahm auch selbst Grabungen.

Doch auch als Bibliothekar im eigentlichen Sinne entfaltete Gentzen eine erstaunliche Tatkraft. Unter ihm siedelte die Bibliothek (wahrscheinlich 1846) um aus dem Präsidentenhaus in das nach dem ersten Besitzer benannte Bassewitzsche Haus oder Palais, früher „Am Paradeplatz 3“ (zwischen dem Kollegiengebäude bzw. Ministerium und dem späteren Landgericht, heute: Walther-Rathenau-Platz). Dort blieb sie bis 1920 unterge-

bracht, und das Gebäude hieß noch lange „Alte Bibliothek“. Gentzen vertauschte das bis dahin geltende alphabetische Prinzip mit einer systematischen Buchaufstellung. Außerdem erarbeitete er einen gedruckten „Catalog der Großherzoglichen Bibliothek in Neustrelitz“, der (bei Spalding, ebendort) in 3 Abteilungen 1853 – 1862 erschienen ist.

Sind schon ein Umzug, eine Veränderung der Buchaufstellung und ein gedruckter Katalog Marksteine in der inneren Geschichte einer Bibliothek, so läßt sich unter Gentzen nach Latendorfs zeitgenössischem Zeugnis auch erstmals „eine gedeihliche Wirksamkeit“ der Bibliothek nach außen feststellen: Friedrich Latendorf (1839–1898), Absolvent und Lehrer des Neustrelitzer Gymnasiums, ein vielfach ausgewiesener wissenschaftlicher Autor, der 1858 aus geringem zeitlichen Abstand im „Serapeum“ der „Großherzoglichen Bibliothek zu Neustrelitz und ihren litterarischen Seltenheiten“ die einläßlichste Behandlung angedeihen ließ, die ihr je gewidmet wurde, schreibt: „... sie hat angefangen, organisch in unser Kulturleben einzugreifen“.

Latendorf war deshalb Gentzen für seine eigene Entwicklung dankbar und bescheinigte ihm in seinem Amte entgegenkommendste Humanität, Liberalität und guten Willen. Für die Wirksamkeit der Bibliothek ist nicht nur Latendorf selbst mit seiner fruchtbaren Produktivität ein beredtes Beispiel, sondern es gibt auch andere Anzeichen. Wie, um die Wende in der Bedeutung mit Gentzens Amtsantritt zu markieren, wurden kurz danach Stadt und Bibliothek durch zwei prominente Besucher beehrt: 1842 durch Jacob Grimm und 1843 durch Alexander von Humboldt.

Am bedeutsamsten war, daß zu Gentzens Zeit und unter seiner Mithilfe erstmals der Versuch unternommen wurde, die Neustrelitzer Institute in den Dienst der mecklenburg-strelitzschen Geschichts- und Altertumskunde zu stellen.

Man sieht Gentzen schon 1843 unter den Promotoren zur Gründung eines entsprechenden Vereins, zu denen sein Freund, der Neubrandenburger Pastor, Geschichts- und Altertumsforscher Franz Boll (1805–1875), sowie der Rühlower Pastor Sponholz gehörten. Auch ein eigenes Archiv wollte man aufbauen, darin vor allem die heimischen Klosterurkunden und städtischen Registraturen zusammenfassen und dafür die Strelitz aufgrund des Hamburger Vergleichs von 1701 zukommenden Archivalien aus dem Schweriner und auch aus dem Rostocker Ritterschaftlichen Archiv reklamieren. Für die Bibliothek wollte man einen Teil der Ritterschaftlichen Bibliothek in Rostock beanspruchen.

Diese begründeten Ansprüche gegenüber Mecklenburg-Schwerin haben sich freilich nie durchsetzen lassen. Schon gleich gab es einen ernsthaften und einflußreichen Widerpart der Strelitzer Bestrebungen: den aus Strelitz gebürtigen, aber dann Schweriner Archivar, Bibliothekar und Altertumsforscher Georg Christian Friedrich Lisch (1801–1883), der eifersüchtig auf den von ihm 1835 gegründeten „Verein für me(c)klenburger Geschichte und Altertumskunde“ bedacht war und mit seiner „eisigen Kälte“ die ersten derartigen Strelitzer Pläne, die noch bis 1848 erwogen wurden, zum Erstarren brachte.

Einen alsbaldigen Erfolg hatten sie jedoch trotz alledem: 1847 wurden „die Urkunden des Ratzeburger Stifts, die 1828 aus Ratzeburg in das Neustrelitzer Geheime Archiv überführt worden waren, ... neben den Brodaschen und Wanzkaschen Klosterurkunden an die Neustrelitzer Großherzogliche Bibliothek abgegeben“, und damit wurde „ein erster, noch ganz unscheinbarer Grund gelegt zu einem wissenschaftlich benutzbaren Archiv in unserem Lande“ (Witte).

Außerdem kam mit der zweibändigen „Geschichte des Landes Stargard“ (1846/47) aus der Feder Franz Bolls in einer Zeit, als es in Gelehrtenkreisen hieß, Mecklenburg müsse noch entdeckt werden, eine eigenständige Landesgeschichtsschreibung in Gang, die erstmals die Neustrelitzer Materialien erschloß und verwertete und die an der Neustrelitzer Bibliothek den stärksten Rückhalt hatte.

Ein Bruder des Pastors und späteren Propstes von Neubrandenburg, der Naturforscher Ernst Boll (1817–1868), gab von 1847 bis zu seinem Tode das „Archiv des Vereins der Freunde der Naturgeschichte in Mecklenburg“ heraus und wandte sich dann ebenfalls der Landesgeschichte zu. Auch er betonte die Bedeutung der Neustrelitzer Bibliothek als derzeitige einzige öffentliche Bibliothek in ganz Mecklenburg für sein Werk ausdrücklich und rühmte ebenfalls die Liberalität Gentrums.

In dem Werke Ernst Bolls, der in dieser Zeit Fritz Reuter (1810–1874) zu seinem „vertrauten Freund“ gewann, gelangte die Neustrelitzer Bibliothek über ihr Ende hinaus indirekt zu ihrer wahrscheinlich bedeutendsten Wirksamkeit: denn Bolls mit alleiniger Unterstützung dieser Bibliothek erarbeitete „Geschichte Meklenburgs“ (1855/56), obgleich vom Schweriner Verein „seiner besonderen Tendenz wegen“ angefeindet, wurde zu der maßgeblichen landesgeschichtlichen Darstellung. An sie knüpfte noch über 50 Jahre später Hans Witte mit seiner Neubearbeitung der „Mecklenburgischen Geschichte“ (1909/13) an, und diese wiederum bot die Grundlage für die bisher letzte Neubearbeitung (unter dem gleichen Titel) durch Manfred Hamann (1968, erschienen 1970).

Diese Zusammenhänge erweisen sowohl die Reichhaltigkeit der Großherzoglichen Bibliothek zu Neustrelitz an landesgeschichtlichem Quellenmaterial wie sie etwas von dem Geist erkennen lassen, der dort um die Mitte des 19. Jahrhunderts geherrscht haben muß.

Dabei war auch Neustrelitz von den revolutionären Tendenzen des Vormärz und des Jahres 1848 nicht verschont geblieben. An der Spitze des Neustrelitzer Reformvereins standen der später ausgewiesene Schriftsteller Adolf Glasbrenner (1810–1876) und der Leiter der jüdischen Schule in Strelitz, Daniel Sanders (1819–1897). Beide gaben in Neustrelitz die „Xenien der Gegenwart“ heraus. Sanders hatte sich in dieser Zeit noch besonders als verantwortlicher Redakteur der „Blätter für freies Volkstum“ hervorgetan, später aber, als die Regierung ihm die Schule schloß, wurde er zum bedeutenden Sprachwissenschaftler und Lexikographen, und spätestens als solcher trat er zur Neustrelitzer Bibliothek in Beziehung.

Auch Ernst Boll nahm nach dem Zeugnis seines Bruders „an der großen politischen Bewegung des J. 1848 . . . den lebhaftesten Antheil, . . . schon immer seiner Gesinnung nach Demokrat in seiner edlen Bedeutung“. Eine kurze Zeit betätigte er sich sogar als Herausgeber eines gemäßigten liberalen Nachfolgeorgans des Sanderschen Kampfblattes, des in Neubrandenburg erscheinenden „Wochenblattes für Meklenburg-Strelitz“, aber, so berichtet sein Bruder: „Er legte . . . die Redaction sogleich nieder, als um die Mitte des J. 1850 die erneuten Preßgesetze das freie Wort in Politicis nicht mehr gestatteten“. Der Deutsche Bund wurde wieder hergestellt. Auch für Mecklenburg-Strelitz begann die Zeit der Reaktion, und eine große Auswanderung setzte ein. Was jedoch zumindest die Bibliothek und die an ihr mögliche Liberalität angeht, so darf wohl doch auch der Anteil nicht vergessen werden, den die Toleranz an diesem Geist hatte, die Herzog Georg ausgezeichnet haben muß. Ohne sie hätte die Neustrelitzer Bibliothek jedenfalls kaum ihre Rolle im geistigen Leben des Landes und darüber hinaus spielen können.

Außer dem Beitrag zur mecklenburgischen Landesgeschichte gewann sie zu jener Zeit Bedeutung für die allgemeine Lexikographie, für Wörterbücher, enzyklopädische und bibliographische Werke, die ebenfalls zum Teil bis in die heutigen Tage hineinreichen.

Latendorf, der die ihm nachgesagte „ungewöhnliche Belesenheit“ (Klenz) sehr wahrscheinlich den Beständen der Großherzoglichen Bibliothek verdankte, bemühte sich u. a. um ältere Sprichwörterliteratur, über die er später auch veröffentlichte, darunter sein Hauptwerk „Sebastian Franck's erste namenlose Sprichwörtersammlung“ (1876). Diese Beschäftigung war fruchtbar über die deutschen Grenzen hinaus für das dreibändige „Spreekwordenboek der Nederlandsche taal“ (1858–1870) des Niederländers Pieter Jacob Harrebomée. Denn Latendorf erwähnt, daß dieser „von hieraus“ auf die niederländischen Sprichwörter eines

Werkes der Großherzoglichen Bibliothek „aufmerksam gemacht wurde“ und auch anderes Material „mit Hilfe unserer Bibliothek“ habe ausbeuten können.

„Die wesentlichsten Dienste geleistet“ hat die Bibliothek nach dem Zeugnis des Autors auch bei dem dreibändigen „Wörterbuch der Deutschen Sprache“ (1859–65) von Daniel Sanders. Latendorf bezeichnet es als die „reifste Frucht“ der Bibliothek. Und man wird annehmen dürfen, daß Sanders die Bestände der Großherzoglichen Bibliothek auch bei seinem übrigen reichen lexikographischen Werk zu Rate gezogen hat, insbesondere bei der Mitarbeit an dem zuerst 1891–97 erscheinenden „Enzyklopädischen Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache“, das nach zahllosen Auflagen als „Muret/Sanders“ noch heute aufliegt.

Carl Michael Wiechmann (-Kadow) (1828–1883) dankt im Vorwort seines aus den Quellen erarbeiteten bibliographischen Repertoriums über „Meklenburgs altniedersächsische Literatur“ (1864–85) unter den „gefälligen Männern . . . für größere oder geringere Hilfe“ neben seinem Freund Latendorf auch dem Neustrelitzer Bibliothekar Gentzen.

Im Jahre 1866 begann in Neustrelitz die „Real-Encyclopädie für Bibel und Talmud“ bzw. (späterer Titel:) „ . . . und für das Judentum“ des Strelitzer Landesrabbiners J. H a m b u r g e r zu erscheinen, „das erste jüd.-enzklop. Werk in dt. Spr(ache)“ (Lexikon des Judentums). Hamburger dankte später „den Verwaltern der Großherzoglichen Bibliothek in Neustrelitz, die in wahrhafter Humanität mehrere zu meiner Arbeit nöthigen Werke anschafften“, – einer der „mehreren Gelehrten, denen die Bibliothek zweifellos gute Dienste tat“.

Das gleiche gilt wohl auch für einen weiteren namhaften Lexikographen, den Neustrelitzer Gymnasiallehrer Prof. Dr. Césaire Villatte (1816–1895), einen Freund von Daniel Sanders, dessen deutsch-englischem er ein paralleles deutsch-französisches Sprachwerk an die Seite zu stellen half: „Encyclopädisches französisch-deutsches und deutsch-französisches Wörterbuch“ von Dr. Carl Sachs und C. Villatte, das 1869 zu erscheinen begann und als „Sachs/Villatte“ ebenfalls noch heute aufliegt.

Die Brüder Boll, Latendorf, Harrebomée, Sanders, Wiechmann, Hamburger, Villatte – diese Namen stehen für eine beachtliche Reihe geistiger Leistungen, die sich an die Großherzogliche Bibliothek zu Neustrelitz unter der Leitung Gentzens knüpfen. Diese Massierung könnte dazu verführen, sich übertriebene Vorstellungen von dem geistigen Leben in der kleinen Residenz Neustrelitz und von den Möglichkeiten der Großherzoglichen Bibliothek zu machen. Doch aus der Sicht Latendorfs stellte es sich anders dar: „Das freilich ist auch ihm nicht möglich gewesen“, so bescheinigt er Gentzen, „die Lethargie unseres wissenschaftlichen Publikums (gesperrt von H. B.) zu bezwingen . . . jene Theilnahmslosigkeit (hängt) mit unserem ganzen Kulturzustande zusammen und beruht auf tieferen Gründen . . .“. Es waren eben doch Einzelleistungen, und die allgemeine Theilnahmslosigkeit wirkte auf die Bibliothek zurück.

Sie erklärt es z. B. für Latendorf (1858), „wie der jährliche Fonds von 600 Thalern (gesp. v. H. B.) . . . um ein Drittel hat geschmälert werden können . . .“. Hierbei handelt es sich um die erste Nennung eines Jahresetats für die Großherzogliche Bibliothek, die freilich sogleich von einer Kürzung überschattet ist. Fortan mußte die Bibliothek also mit einem Etat von 400 Talern auskommen. „Bei allem Undank aber, den die Anstalt geradezu erfahren, blieb die Huld der Landesherren ihrer Schöpfung stets zugewandt, und wie ihre Privatbibliotheken wiederholt in dieselbe übergingen, hat die Bibliothek auch sonst an grösseren wie geringeren werthvollen Geschenken fortwährend ihre persönliche Theilnahme erkennen können“ (Latendorf).

Trotz des geschmälerten Etats ist von „fortlaufenden Erwerbungen“ die Rede, und zwar an „neueren Werken, aus Auctionen, Antiquariaten, Hinterlassenschaften hiesiger Gelehrter, Schenkungen u. dgl.“. So wurde dem „Landesbibliothekar“ Gentzen gestattet, der großher-

zoglichen Regierungsbibliothek „die der öffentlichen Anstalt fehlenden Werke“ aus der 1825 zugefallenen Bibliothek des Kammersekretärs Ringwicht zu entnehmen („vaterländische Literatur“). 1858 gab es Zuwachs durch die Bibliothek des verstorbenen Medizinalrats und großherzoglichen Leibarztes Dr. Theodor Kortüm als Geschenk seiner Witwe (medizinische Werke). 1860 wurde eine Schenkung seitens des Hofrats Seip auf Wrechen gemeldet (Mecklenburgica) sowie eine weitere seitens des Magistrats von Neustrelitz aus dem Nachlaß des geheimen Rats Scherpelz (juristische, historische und politische Werke). So viel zu den „Erwerbungsarten“ der Bibliothek, denen noch die ebenfalls von Latendorf erwähnte „Tauschung“ zuzurechnen ist, die sicher auch vor und nach Gentzens Zeit in Gebrauch war.

Fragt man nun nach dem Personal, das die Bibliotheksarbeit zu bewältigen hatte, so gab es neben dem Bibliothekar Gentzen den „Bibliotheksaufrwärter“, bis 1856 noch Gley, der dann von dem „Consistorial-Pedell“ König abgelöst wurde und dieser wiederum (nach Vakanz 1866/67) ab 1868 von dem „Pedell“ Carl Kählke.

In dem „Handbuch Deutscher Bibliotheken“ von Petzholdt 1854 gehört die Neustrelitzer zu denjenigen Bibliotheken, über welche trotz öffentlicher Aufforderung „keine handschriftlichen Mitteilungen eingesendet worden sind“. Verzeichnet werden dennoch „über 50 000 Bände“, das Münzkabinett und die Sammlung, mit dem etwas kopfschüttelnden Nachsatz: „alles zusammen unter der Obhut eines einzigen die Aufsicht führenden Beamten, dem ein Aufwärter beigegeben ist“.

Mehr Personal war aber offenbar nicht vorgesehen. Denn eine dritte Kraft, der „Professor“ oder besser Kandidat Carl Andreß (um 1810–1885), kam nur auf dem Gnadenwege in die Bibliothek. Andreß war nach Universitätsstudien für Literatur sowie neuere und alte Sprachen zwar ein „grundgelehrter Mann“ und deshalb auch geschätzter Gesprächspartner des Lexikographen Daniel Sanders. Für seinen einstigen Schüler, den Trojaausgräber Heinrich Schliemann, ist er sogar „einer der gelehrtesten Philologen Deutschlands . . . , den ich sehr schätze, denn er wußte mir eine unbeschreibliche Sehnsucht nach der griechischen Literatur einzuflößen“ (brieflich, nach Meyer). Aber Andreß konnte „sein Wissen . . . nicht in Form und an den Mann bringen“ (Meyer). Und so ist er – eine tragische Figur – nachdem er sich als Privatlehrer, Literat und Übersetzer durchgeschlagen hatte, schließlich 1855 mit 45 Jahren als „Hilfsbeamter bei der Großherzoglichen Bibliothek“ untergekommen – für vergleichsweise subalterne Aufgaben.

Gentzen wollte ihn mit „einer Überprüfung des seit Jahren in Bearbeitung befindlichen Büchereikatalogs auf Irrtümer in Zahlen und Namen“ beschäftigen. Gleichzeitig sollte er „einen Schreiber ersetzen, dem er (Gentzen) die Fassung zweier weiterer Verzeichnisse großherzoglicher Sammlungen, des Georgiums und des numismatischen Kabinetts, diktieren könnte“ (Meyer).

Andreß wurde zunächst nur auf 5½ Sommermonate und für monatlich 8 Taler angestellt. Als „Bibliotheksgehilfe“ oder schließlich „Custos“ ist er aber dann noch bis 1883 tätig gewesen, also bis in sein 74. Lebensjahr. Er hat sogar zuletzt „die gesamte Arbeit im wesentlichen allein (geleistet), ja er ist auf Wunsch von Bücherfreunden oder hier weilenden Studenten selbst im kalten Winter in die ungeheizte Bibliothek geschlittert und hat opferwillig geholfen, soweit das in seinen Kräften stand“ (Meyer). Doch ist er wohl nie fest angestellt gewesen, jedenfalls wird er im Staatskalender bzw. -handbuch nicht erwähnt.

Komfortabel war die Lage der Bibliothek also nicht gerade, finanziell nicht, personell nicht und räumlich auch nicht. Latendorf (1858), der es sich zur Aufgabe gestellt hatte, ihre Vorzüge zu zeigen, „die bibliothekarischen Schätze unserer Anstalt zu gemeinsamer litterarischer Kenntnis zu bringen“, verhehlt ihre „Lücken . . . , die Ungleichmässigkeit der verschiedenen Gebiete“ keineswegs, spricht von dem „freilich nur äusserst geringen . . . bibliothekarischen Apparat“ und von dem „zufälligen Charakter, der unserer Bibliothek seit

ihrer Gründung anhaftet“. Ein Vergleich „mit dem, was aus der unter ähnlichen Verhältnissen gegründeten Oldenburger Bibliothek geworden, und was die unsrige ist“, berührt ihn „zu schmerzhaft“. Er reiht die Neustrelitzer unter die „kleineren und mittleren Bibliotheken“ ein und setzt sie von den streng wissenschaftlichen „größeren Centralbibliotheken“ ab. Aber es gab hier Liberalität und die Unterstützung des Großherzogs. Doch Georg, der „Mäzen Gentzens“ (Witte), starb 1860 nach 44jähriger Regierungszeit, und auf ihn folgte sein Sohn, der fast ebenso lange regieren sollte, doch ganz anderer Natur war.

Großherzog Friedrich Wilhelm (1860–1904) glich seinem Vater nur in der konservativen Einstellung, die sich bei ihm noch verhärtete und mit Preußen- und Bismarckhaß verband, da er als Vetter des Königs von Hannover eingefleischter Welfe war.

Noch vor seinem Regierungsantritt erblindet, bestieg er den Thron mit fast 41 Jahren und hatte von seinem Vater – und das war die Kehrseite der Medaille – das Land mit rd. 1 Million Mark Schulden zu übernehmen. Ob es nun das war, was ihn geprägt hat – jedenfalls riß er das Ruder scharf herum und ließ der „Liberalität“ seines Vaters ein Regime krasser Sparsamkeit folgen. Da er obendrein ein Finanzgenie war und mit Erfolg an der Börse spekulierte, erwirtschaftete er ein Vermögen, das bei seinem Tode an die 70 Millionen Mark betrug. Damit wurde zwar das mecklenburg-strelitzsche Fürstenhaus eines der reichsten Deutschlands, aber das Land trug von diesem Reichtum keinen Gewinn, sondern es litt unter der Sparsamkeit. Friedrich Wilhelm versuchte, die Staatsausgaben auf dem Stand von 1860 zu halten, ließ die Gehälter zurückbleiben und die Pensionen ungesichert. Vernachlässigt wurden nicht nur Straßen-, Bau-, Agrar- und Siedlungswesen, sondern auch der kulturelle Sektor.

Für den prominenten Schweriner Altertumsforscher Prof. Dr. Robert Beltz (1854–1924) stellt die Regierungszeit Friedrich Wilhelms „einen Tiefstand der Pflege geistigen Lebens dar, welcher das oft gehörte Urteil über Mecklenburg als das schwärzeste Deutschland begrifflich erscheinen läßt“.

Die erste bibliothekarische Maßnahme, die wahrscheinlich in die Regierungszeit Friedrich Wilhelms fällt, da sie zu dem Sparsamkeitsregime passen würde, ist die mit der Einverleibung der vollständigen Scherpelzschens Bibliothek verbundene Übergabe sämtlicher Behördenbibliotheken an die Großherzogliche Bibliothek noch im Jahre 1860.

Eine weitere Neuerung in Bibliotheksdingen unter dem neuen Landesherrn war der Erlaß einer Benutzungsordnung durch die Landesregierung vom 31. Oktober 1860. Diese muß, da keine früheren bekannt sind, als die erste Benutzungsordnung der Großherzoglichen Bibliothek zu Neustrelitz gelten. Sie ist wiedergegeben zu Beginn des 1. Bandes des gedruckten Bibliothekskatalogs. Darin heißt es über die Öffnungs- bzw. Ausleihzeiten: Wenngleich die Bibliothek „an den Nachmittagen der 3 letzten Wochentage für das Publikum geöffnet ist, so werden doch im Allgemeinen nur am Sonnabend Nachmittag von 3 Uhr ab, im Sommer bis 6 Uhr, im Winter bis zu einbrechender Dunkelheit, Bücher ausgegeben“. Während der Woche konnten Bestellszettel eingeworfen werden, die dann zum Wochenende erledigt wurden.

Eine genauere Bandzahl läßt sich für diese Zeit bisher nicht angeben. Sie könnte wohl am ehesten eine Auszählung des Bibliothekskataloges erbringen. Vielleicht hat dieser bereits Schätzungsgrundlage geboten für die Angabe von 60 – 70 000 Bänden 1875 (Petzholdt) nach Gentzens Zeit. Ein guter Teil dieses Zuwachses zu den beim Beginn seiner Amtszeit genannten 50 000 Bänden wird auf sein Wirken zurückgehen.

Damit wäre die bibliothekarische Leistung Gentzens abgeschritten, und sie ist beachtlich genug. Dennoch war ihm keine Zufriedenheit im Alter beschieden. Und das hing damit zusammen, daß der Bibliothekar Gentzen zugleich „Aufseher der Großherzoglichen Alterthümersammlung“ war.

In dieser Funktion hatte er sich seit 1848 bemüht, den slowakischen Professor der slawischen Archäologie und Pastor Johann (oder Jan) Kollár (1793–1852) aus Wien nach Neustrelitz einzuladen, um die im Besitz der Großherzoglichen Bibliothek befindlichen slawischen Idole wissenschaftlich-gründlich untersuchen und ein Urteil über ihre Echtheit abgeben zu lassen. Die Untersuchung kam 1850 zustande, und Kollár hielt im Saale des Gymnasiums einen Vortrag über die Altertümer, darum bemüht, „seinen Zuhörern wenigstens eine Ahnung von der hohen Bedeutung und Wichtigkeit des Schatzes zu geben, der in der hiesigen Sammlung verborgen ist . . . , die er für die bedeutendste erklärte unter allen, die es giebt“ (Wochenblatt f. Mekl.-Str.), abgesehen nur von 5–6 Stücken, die er für nachgemacht befand. Am Schluß wird ein „umfangliches Werk“ Kollárs über die Sammlung in Aussicht gestellt sowie ein deutsch-slavisches Wörterbuch zum Verständnis der Inschriften.

Kollár kehrte mit diesen Absichten nach Wien zurück, hielt dort ein wöchentlich fünfstündiges Kolleg über die Idole „und schrieb an dem Text zu einem Werk, das er zusammen mit Gentzen herausgeben wollte“ (Karbe). Gentzen sollte, nachdem noch ein Zeichner gewonnen war, die Redaktion und die Geldgeschäfte besorgen, und er brachte auch von Großherzog Georg und dessen Schwiegertochter, der Großfürstin Helene, 2500 Taler zusammen. Dennoch kam das Werk ins Stocken, Kollár mochte zweifeln, da starb er 1852. Das Manuskript, von dem der wichtigste Teil mit dem Beweis der Echtheit fehlte, wurde von der Witwe freigekauft, der Zeichner ließ sich auszahlen, und „Gentzen war Alleinherrscher über ‚Die Götter Rethras‘“ (Karbe). Er machte sich an eine Bearbeitung und ließ einen Teil in Druck gehen. 1857 lagen 19 Bogen und 8 Bildtafeln vor, 1864 folgten noch 11 weitere, „dann war Schluß, denn mit Gentzen war wegen Alters und Krankheit nichts mehr anzufangen“ (Karbe).

Das ist also erst der „ganze Gentzen“. „Die Aktenführung dieses Mannes, der alles andere als ein Bürokrat war, ist leider etwas fragwürdig“ (Witte). Aber: Gentzen ist mit der Bibliothek umgezogen, er hat sie neu aufgestellt, ihre Bestände durch einen gedruckten Katalog der Öffentlichkeit erschlossen und auch sonst versucht, auf sie aufmerksam, sie dem allgemeinen Nutzen dienstbar zu machen, und er hat es auch erleben können, wie sie beitrug zu bedeutenden landesgeschichtlichen und sprachwissenschaftlich-lexikographischen Werken und wie ihr in der führenden bibliothekarischen Fachzeitschrift Bewunderung, und ihm selbst Dankbarkeit gezollt wurde. Aber obwohl es ihm gelang, im Anschluß an die Bibliothek den Grund zu einem Archiv zu legen, konnte er gegen den Widersacher Lisch und bei der „Lethargie des wissenschaftlichen Publikums“ die ihm unterstehende Anstalt noch nicht zum Rückhalt einer von einem Verein getragenen breiteren mecklenburg-strelitzschen Geschichtsforschung, die angeschlossenen Sammlungen nicht zu einem wirklichen Museum machen.

Und gerade auf das letzte Gebiet waren doch wohl Gentzens Hauptambitionen und seine stärksten Anstrengungen gerichtet. Er hatte „es sich geradezu zur Lebensaufgabe gemacht, der Echtheit der älteren Serie der Idole allen Anfechtungen zum Trotz zum Siege zu verhelfen“, und so gemeinsam mit Kollár „den Neustrelitzer Anstalten eine zentrale Stellung in der slawischen Altertumsforschung“ zu erringen (Witte). Der vorzeitige Tod Kollárs und die Tatsache, daß Gentzen allein das Werk über die Götter Rethras nicht hat zu Ende führen können, war „wohl die größte, schmerzvollste Enttäuschung seines arbeitsreichen Lebens“. Zudem mochte durch den Tod Großherzog Georgs und das „materieller gerichtete Regiment“ Friedrich Wilhelms „auch noch lähmende Hoffnungslosigkeit über den alten Gentzen gekommen sein“ (Witte). So trat er nach 27jähriger Amtszeit mit 63 Jahren ab, und noch nicht zwei Jahre später, 1871, starb er.

Das Großherzogtum Mecklenburg-Strelitz, das 1866 unter Annexionsdrohung Preußens (zu spät) zum Deutschen Krieg mobilisiert hatte, war 1867, wiederum nicht ohne preußischen Zwang, Mitglied des Norddeutschen Bundes geworden und gehörte seit 1868 dem Zollverein an. Dadurch drangen einige Reformen von außen ins Land (1867 Gesetz über die

Freizügigkeit, 1869 Gewerbeordnung, Verfassung für das Fürstentum Ratzeburg). 1870, kurz nach Ausbruch des Deutsch-Französischen Krieges, stand es in Abwesenheit des Großherzogs wegen eines Spionagefalles in der Gefahr, von Preußen sequestriert zu werden. Diese Gefahr konnte aber nach Rückkehr Friedrich Wilhelms aus England abgewendet werden, so daß dem Fürstenhaus und dem Territorium, dessen Truppen immerhin auf preußischer Seite kämpften, das Schicksal des verwandtschaftlich verbundenen Hannovers sowie der anderen von Preußen nach dem Deutschen Kriege annektierten Länder erspart blieb. Und so wurde das Großherzogtum Mecklenburg-Strelitz Bundesstaat des 1871 proklamierten Deutschen Reiches.

Damit änderte sich für das Land zunächst wenig; seine Außenpolitik spielte jedoch jetzt gar keine Rolle mehr. Mehrere vor den Reichstag gebrachte Vorschläge zur Reformierung bzw. Abschaffung der landständischen Verfassung Mecklenburgs scheiterten, auch weil Bismarck doch nicht in die inneren Verhältnisse der Bundesstaaten des jungen Kaiserreiches eingreifen wollte. Diese blieben weitgehend selbständig. So scheint sich z. B. der Kulturkampf – bei der fortdauernden inneren Ablehnung der neuen Ordnung durch Friedrich Wilhelm – in Mecklenburg kaum ausgewirkt zu haben. Der jüdische Landesrabbiner Hamburger jedenfalls dankte 1874 seinem Landesherrn, den er von seinen „Gönnern“ vornan stellt, dafür, daß der Friede zwischen den verschiedenen Glaubensbekenntnissen seines Landes von keiner Seite gestört worden sei.

### **Naumann/Langbein 1870 – 1883/86**

Aber für die Neustrelitzer Kulturinstitute begann mit dem Abtreten Gentzens eine harte Zeit. „Seine Stelle wurde einstweilen nicht wiederbesetzt. Es ist bezeichnend für das . . . System Friedrich Wilhelms, daß von nun an die Leitung der Bibliothek und der Sammlungen im Nebenamt von den Konsistorialräten (zuerst Naumann, dann Langbein) besorgt wurde. Unter ihnen arbeiteten der fast immer kranke Dr. Fischer, seines Zeichens Kassengehilfe bei der Ersparnisanstalt und Gasinspektor ebenfalls im Nebenamt, und der alte . . . Kandidat der Philologie Andreß“ (Witte).

Nach den Staatskalendern stellen sich die Verhältnisse so dar, daß die Konsistorialräte die „Oberaufsicht“ über die Institute hatten, und zwar Naumann von 1870–1877 und Langbein von 1878–1886, dieser in den letzten vier Jahren, nach Einstellung des „Bibliothekars und Archivars“ von Buchwald 1883, sogar mit der Bezeichnung „Oberbibliothekar“. Dr. phil. Eduard Fischer († 1877) hatte die „Verwaltung ad interim“ inne, verrichtete aber anscheinend zu seiner Zeit die eigentliche bibliothekarische Arbeit und setzte sich auch für Andreß ein. Als „Bibliotheksaufrichter“ tat bis 1879/80 weiterhin der Pedell Kahlke Dienst. Ihm folgte nach einer Vakanz 1881 Joachim Maab.

Nach dem Tode Fischers „leistete Andreß die Bibliotheksarbeit allein und erhielt für diese Mehrarbeit, die sich nun auch auf den Winter erstreckte, auf Antrag des Konsistorialrats Naumann, der zur Ersparung eines hauptamtlichen Bibliothekars (gesperrt von H. B.) als ‚Oberaufseher der großherzoglichen Bibliothek‘ fungierte, eine Zulage von halbjährlich 30,- Mark“ (Meyer). Nach dem Ausscheiden des Bibliotheksaufrichters Kahlke wird der alte Andreß die letzten Jahre bis 1883 wirklich ganz allein in der Bibliothek gewirkt haben.

Denn anders als bei der „Direction und Aufsicht“ der Hofräte Reichenbach und Reinicke scheint es sich bei der „Oberaufsicht“ der beiden Konsistorialräte um ein reines Verwaltungsnebenamt gehandelt zu haben, das bibliothekarisch nicht relevant war. „Nach dem Jahre 1869 sieht man keine einheitliche Anschaffungspolitik mehr“ (Bock). Dennoch ist dieses Interim natürlich nicht ohne Anschaffungen abgegangen, wofür der Dank Hamburgers an die „Verwalter“ der Bibliothek von 1874 ein Beleg ist. Waren die Bestände aber unter Reichenbach und Reinicke noch beträchtlich gewachsen, so blieben sie unter Naumann und Langbein, die immerhin zusammen über 13 Jahre in der Bibliothek allein das Sagen hatten,

während der ganzen Zeit (und noch darüber hinaus) auf dem Stand von 60 000–70 000 Bänden, der als erster „nach Gentzen“ 1875 eruiert oder geschätzt wurde und wahrscheinlich, wie gesagt, in der Hauptsache diesem gutzuschreiben ist. – Denkt man daran, daß im Jahre 1871 die anonyme Schrift Klettes über die „Selbständigkeit des bibliothekarischen Berufs“ erschien, so sprechen die Neustrelitzer Verhältnisse eine andere Sprache.

Immerhin scheint die Altertumssammlung wieder neu geordnet worden zu sein. Diesmal, im Sommer 1870, aber nicht „mit Zuziehung und unter Beihülfe des Bibliothekars“ wie 1842, sondern von dem schon erwähnten Titular-Archivrat und eigentlichen Pastor Masch aus Demern allein. Dieser empfängt den auswärtigen Besucher, der sie besichtigen will, und nicht Konsistorialrat Naumann, wie 1824 Hofrat Reinicke es bei dem Gast von Hagenow getan hatte.

Aber auch der unter Naumann arbeitende „Bibliotheksgehülfe“ Dr. Fischer wurde mit den Altertümern befaßt, und zwar mit dem von Kollár und Gentzen liegengelassenen Werk über die „Götter Rehras“, für das bereits 1867 mit Gentzen abgerechnet worden war.

Die Regierung forderte von Fischer „einen Bericht über den Stand der Angelegenheit, den er auch in Gestalt einer ausführlichen Denkschrift erstattete. Trotz aller Beschönigung konnte er darin eine vernichtende Kritik der Handlungsweise Kollárs und Gentzens, soweit sie das gemeinsam unternommene Werk betraf, nicht vermeiden, und die Frage, ob es angemessen sei, dasselbe fortzuführen, beantwortet er dahin, daß es weder der Wissenschaft zum Nutzen, noch dem Ruhm des Professors Kollár zur Ehre gereichen würde, wenn man unter erneuten großen Kosten damit an die Öffentlichkeit treten wolle“ (Karbe). Damit blieb die große Hoffnung Gentzens, der „damals nur noch unvollständig vorliegende Bestand an Handschriften, Druckbogen und Bildern“, endgültig in der Neustrelitzer Bibliothek liegen – wohl nicht zuletzt auch aus Sparsamkeitsgründen. Aber nicht nur mit der Darstellung, sondern auch mit ihrem Gegenstand sollte es ein Ende haben. Denn es kam ein Ereignis, das ein bedeutendes Datum in der „Bibliotheksgeschichte“ markiert: die endgültige Entlarvung der Prillwitzer Idole als Fälschungen im Jahre 1881 durch den Slavisten Vatroslav Jagic.

Damit war die Rolle dieser Götzenbilder, die die Bibliothek so manches Mal in den Schatten gestellt und die „Bibliothekare“ über die Maßen beschäftigt hatten, ausgespielt. Der neue Bibliothekar und Archivar von Buchwald schaffte sie dann auf den Boden, von dem sie später zwar noch wieder heruntergeholt wurden, um aus historischen Gründen im Neustrelitzer Landesmuseum gezeigt zu werden. Aber schon 1932 steht in einem Leitfaden: „Für die Wissenschaft sind diese Dinge tot, sie mußten hier nur erwähnt werden, weil die „Herzogliche Sammlung wendisch-obotritischer Götzenbilder“ gewissermaßen den Grundstock und Ausgangspunkt des Landesmuseums bildet und schon aus ‚Pietät‘ nicht daraus entfernt werden darf“ (Karbe). Und 1943, als sozusagen die letzte Abrechnung erfolgte und alle Literatur noch einmal zusammengefaßt wurde, heißt es von den Idolen nur noch lapidar: „... heute sind sie ganz vergessen“ (Franz).

Mit der Entlarvung der Idole war eine große Chance dahin, aber die Bibliothek gewissermaßen von einer Hypothek befreit, nur der dort allein Dienst tuende alte Andreß wird darüber kaum noch Erleichterung empfunden haben. Witte spricht von der „Zeit des tiefsten Tiefstandes der Anstalten, aus dem den . . . Beamten kein Vorwurf gemacht werden kann“. Überwunden wurde sie nach seiner Meinung durch den Dienstantritt Buchwalds 1883.

(Fortsetzung folgt)

# Wüste Kirchen im alten Land „Müritz“

Von Hans-Joachim Deppe\*)

Herrn Walter Präfke/Mölln zu seinem 80. Geburtstag gewidmet.

## 1. Vorgeschichte

„Wüste Kirchen“ sind Zeugen der Vergangenheit, bei denen sich Geschichte und Sage oftmals vermischen. Im Müritzgebiet existieren einige mehr oder weniger erhaltene derartige Ruinen. Es handelt sich um die „wüsten Kirchen“ von Dambeck bei Röbel, Falkenhagen bei Waren und Domherrenhagen bei Ulrichshusen südlich des Malchiner Sees gelegen. Die „wüste Kirche“ von Conow bei Feldberg liegt bereits außerhalb des alten Landes „Müritz“.

Die Entstehungsgeschichte dieser Kirchen ist eng verbunden mit der Christianisierung und Kolonisation der wendischen Länder im 12. und 13. Jahrhundert. Bekanntlich erreichten der Sachsenherzog Heinrich der Löwe, der brandenburgische Markgraf Albrecht der Bär und der Dänenkönig Waldemar zwischen 1140 und 1180 die Unterwerfung der wendischen Völker. Nur das Zerwürfnis zwischen Kaiser und Sachsenherzog sowie die zunehmenden Spannungen zwischen den brandenburgischen Markgrafen und den Pommernherzögen bewahrten das führende wendische Fürstenhaus Werle vor dem Untergang. Die Jahrzehnte um die Wende vom 12. und 13. Jahrhundert waren gekennzeichnet durch kriegerische Auseinandersetzungen zwischen Brandenburg und Pommern. Zum wendischen Herrschaftsbereich gehörten zu dieser Zeit vermutlich nur die Länder Kessin, Warnow, Müritz und Liece. Das letztgenannte Land war vielleicht 1190 unter brandenburgischer Lehnsoberhoheit.

Die Lokalisierung des alten wendischen Landes „Müritz“ bereitet erhebliche Schwierigkeiten. In den Urkunden fehlen spezielle Grenzangaben. Die Hauptburg des Landes wird an keiner Stelle genannt. In den echten Confirmationsurkunden für die Bistümer Schwerin und Havelberg wird das Land „Müritz“ mehrfach angeführt. So wurde beispielsweise in der Bestätigungsurkunde für das Bistum Havelberg durch Kaiser Conrad aus dem Jahre 1150 der Gau „Müritz“ ausdrücklich erwähnt<sup>1)</sup>. Ebenso führte auch der Sachsenherzog in der echten Bewidmungsurkunde für das Bistum Schwerin aus dem Jahre 1171 das Land „Müritz“ an<sup>2)</sup>. Später verschwand der Name aus den Annalen. Zwar tauchte er in den sogenannten Havelberger und Schweriner Fälschungen um 1220 – 1240 nochmals auf<sup>3)</sup>, doch können aus diesen Unterlagen keine genaueren Informationen hinsichtlich der Lokalisierung dieses alten wendischen Landes abgeleitet werden.

Im Jahre 1189 soll die Dosse der Grenzfluß zwischen dem Bistum Havelberg, also dem askanischen Machtbereich und der „Liece“ gewesen sein, die damals zur Herrschaft Werle gehörte<sup>4)</sup>. Ferner folgerten Raumer<sup>5)</sup> und v. Ledebur<sup>6)</sup>, offenbar aufgrund der Reihenfolge in

\*) Herrn Dr. U. Schohnknecht möchte der Verfasser auch an dieser Stelle für seine Unterstützung danken.

1) Meckl. Urk. Buch Nr. 52 (MUB 52): „... et decimam iustarum provinciarum, hoc est Zemzizi ... Morizi ...“

2) MUB 100: „... villam in Muriz et aliam in Warnowe ...“. Bislang nahm man an, daß es sich hierbei um Biesdorf (Bischofsorf) bei Malchow gehandelt habe. Wahrscheinlicher ist jedoch, daß in dieser Urkunde die Burgen Malchow und Quetzin gemeint waren, da man zu jener Zeit für Burg neben „castrum“ häufig „villa“ verwendete. Biesdorf könnte in MUB 398 im Jahre 1232 gemeint gewesen sein, als die Herr von Werle dem Schweriner Bischof ein Dorf am Oberlauf der Malchowschen Reke schenkten.

3) Vergl. Salis, F., 1908: Arch. Urk. Forsch. Leipzig I, p. 273.

4) Westphalen, Mon. Cimbr. Dipl. Meg. 1739.

5) Raumer, 1832: Allg. Arch. 8 (4): 305 – 350.

6) v. Ledebur, 1841: Allg. Archiv 11 (1): 27 – 41.

der Aufzählung der wendischen Gaue im (teilgefälschten) Stiftungsbrief für das Bistum Havelberg aus dem Jahre 946, daß das Land „Müritz“ südlich und östlich des Sees gelegen haben müßte. Raumer vermutete sogar, daß das spätere Land Turne (die Gegend um Mirow und Zechlin) vormals das Land „Müritz“ gewesen sei. Riedel<sup>7)</sup> hingegen vertrat die Auffassung, daß der wendische Gau „Müritz“ die Gegend zwischen Plau und Röbel war. Er verwies außerdem auf die (gefälschte) Urkunde von Papst Gregor III. – angeblich aus dem Jahre 1189 (wahrscheinlich um 1225–27) – wonach das Land „Müritz“ durch Havelberg begrenzt werde. Der Wald „Bezunt“ galt als Grenzwald zwischen „Havelberg“ und „Müritz“. Für seine Durchquerung benötigte der Wendenmissionar Bischof Otto von Bamberg 1128 noch 5 Tage, um von Havelberg bis an die Müritz zu gelangen<sup>8)</sup>. Letzte Reste dieses einstigen großen Grenzwaldes sind in der Wittstocker Heide und in den Forsten um Zechlin und Glienecke erhalten geblieben. Lisch<sup>10)</sup> nahm an, daß sich der Gau „Müritz“ nordwestlich des Sees erstreckt haben mußte. Wigger<sup>11)</sup> vertrat die Auffassung, daß das Land „Müritz“ das spätere Land Malchow war.

Wahrscheinlich gehörten im 10. und 11. Jahrhundert zum Gau „Müritz“ die späteren frühdeutschen Länder Malchow und Röbel sowie die „Liece“, die sich von Mirow über Zechlin bis Netzeband und Rossow erstreckte. Das spätere Land Turne (Mirow/Wesenberg/Zechlin) stellte hingegen mit einiger Sicherheit bereits eine frühdeutsche Schöpfung dar, ebenso das Land Vipperow („Veprowe“) wie auch das Land Röbel selbst, denn der Name leitet sich offenbar ab von „Ort des Robola“, vielleicht der Geschlechtername des Locators, wie bei Waren („Warnow“), Plau („Plawe“) oder Parchim („Parchem“). Möglich ist indessen, daß Röbel vordem jener Gau „Chorice“ mit der Burg „Plot“ war, wie er im Stiftungsbrief für das Bistum Havelberg 946 beschrieben wurde<sup>12)</sup>. Demnach müßte in der Tat Alt-Malchow die Hauptburg des Landes „Müritz“ im 12. Jahrhundert gewesen sein. Dieses Land wurde nach dem Rückzug des Sachsenherzogs 1180 anscheinend kurzfristig von den pommerschen Herzögen bis zur Dosse beherrscht. Das Haus Werle erhielt das Gebiet jedoch noch vor 1200 zurück. Die Pommernherzöge behaupteten hingegen bis 1228 das Land „Slawien“ (terra zlonie) im Osten der Müritz mit seiner Hauptburg Schlön. Erst um die Wende 1228/29 gelang es dem Haus Werle, die Hauptburgbezirke Schlön (Waren) und Wustrow (Penzlin) zu erobern.

Hinweise auf die einstige Ausdehnung des alten Landes „Müritz“ könnte die Besiedlungskarte geben, soweit sie aus den bislang vorliegenden Funden rekonstruierbar ist. In Abb. 1 sind die slawischen Siedlungen und Burgwälle des 7. und 8. Jahrhunderts n. Chr. für die Müritzseenlandschaft wiedergegeben.

Hier fällt die besonders intensive Besiedlung um den Tolensee auf. Vielleicht sind diese Funde ein wichtiger Hinweis auf die Ausdehnung des einstigen Gaues „Raduir“. Auffallend ist auch die relativ starke Besiedlung im Südosten der Müritz, wo Raumer den einstigen Gau „Müritz“ vermutete. Ferner ist erkennbar, daß eine stärkere Besiedlung auch im Raum der alten Burg „Wenden“ und in der Umgebung der Burg „Vipperow“ vorhanden war. Deutlich tritt hervor, daß das Land nördlich der Elde bei Malchow („Zareza“) weitgehend unbesiedelt war. Aufgrund dieser Funde kann gefolgert werden, daß die Feststellung von Lisch wohl zutreffend war, wonach die Müritz keine Gaugrenze dargestellt hat. Allerdings scheint die Vermutung von Riedel zutreffender zu sein, wonach der Gau „Müritz“ sich einstmals mehr

7) Riedel, A., 1831: Mark Brandenburg. I, p. 277.

8) Westphalen IV, 897: „... Silva que dicitur bezunt distinguit terra Havelberghe et Moritz...“

9) Ebbo III, 3 (vergl. Wigger, F., 1860: Meckl. Ann., Schwerin, p. 113).

10) Lisch, G., 1837: Meckl. Jahrb. (MJB) p. 106; *ibid.* p. 147, 148

11) Wigger 1860 a. a. O. p. 113. Hiergegen spricht, daß in den Ann. Magd. bzw. bei Helmold, *Chronica Slav.* I, 87 ff., in denen die Wendenkreuzzüge 1147–1164 beschrieben wurden, die Burg Malchow, aber nicht das Land Müritz erwähnt wurde (vergl. a. Lisch, G., 1867: MJB 32:3–54).

12) Deppe, H. J., 1982: Jahrb. Gesch. Ost- u. Mitteldt. (JGOMD) (In Vorbereitung). Vergl. a. Kühnel, F., 1881: MJB, p. 120.

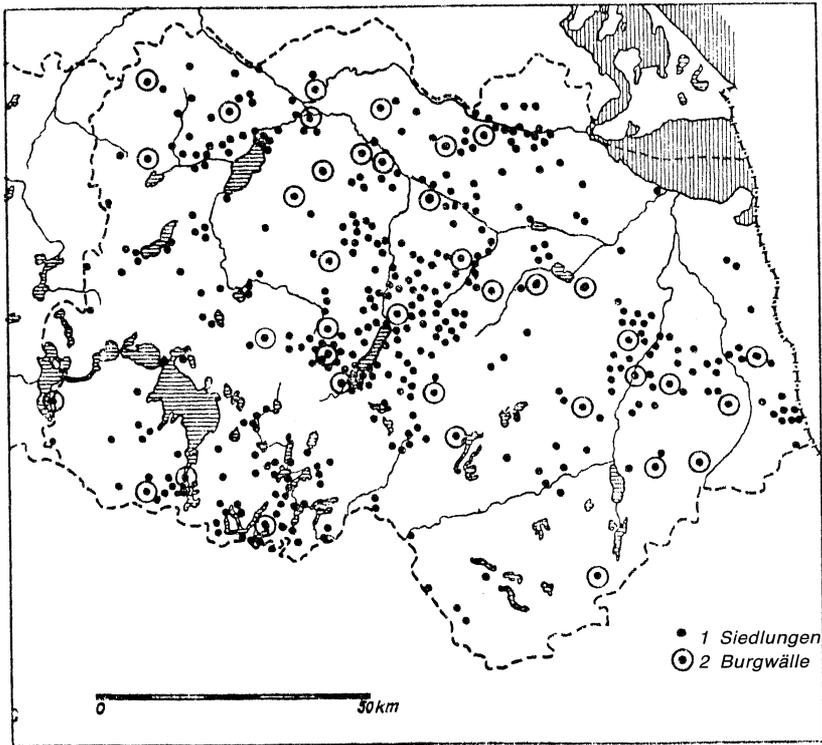


Abb. 1: Slawische Siedlungen und Burgwälle im 7. und 8. Jh. n. Chr. in der Großseenlandschaft nach H. Stange (Mitt. BFA Ur- u. Frühgesch. Bez. Neubrandenburg 29, 1982, 12 – 21).

nach Westen zwischen Müritz und Plauer See erstreckte und nicht, wie es Lisch annahm, mehr im Nordwesten der Müritz.

Ihre Bündnispolitik mit Brandenburg nutzend, entrissen die werleschen Fürsten den geschwächten pommerschen Herzögen um 1236 auch das Land Circipanien (das Land zwischen Recknitz, Nebel, Trebel und Peene). Kurze Zeit danach kam Werle allerdings selbst unter den Druck der brandenburgischen Expansionsbestrebungen.

Der Ablauf des politischen Geschehens ist bedeutsam für die Entwicklung der Bistümer, die die Christianisierung im Lande „Müritz“ getragen haben. Im 12. Jahrhundert erhielten drei Bistümer Besitzungen in diesem ehemaligen wendischen Gau zugesprochen. Es waren dies die Bistümer Havelberg (ca. 946), Schwerin (1171) und Cammin (ca. 1140). Die Schenkungen waren in den Stiftungsurkunden nur allgemein aufgeführt, ohne Beschreibung exakter Grenzen. Erst in der Kaiserbulle von Otto IV., der sogenannten „Goldenen Bulle“ aus dem Jahre 1211<sup>13)</sup> wurde festgelegt, daß die Grenzen des Bistums Schwerin mit den Grenzen des Herzogtums Sachsen gegen Rügen, Pommern und Brandenburg übereinstimmen sollten.

<sup>13)</sup> MUB 202. Es ist zeitlich nicht genau abschätzbar, wann die einzelnen Bistümer den Aufbau der kirchlichen Organisation in ihren Sprengeln begonnen haben. Das Bistum Cammin wurde zwar schon 1140 gegründet (Pomm. Urk. Buch-PUB Nr. 10, Codex 16), jedoch erst 1170 von Wollin nach Cammin verlegt. Es kann wohl kaum vor 1200 in Mecklenburg sein Wirken begonnen haben. Havelberg, vielleicht schon 946 gegründet, blieb mindestens bis 1170 (Neuweihe des Domes) in den slawischen Ländern der Herrschaft Werle untätig. Auch seine Tätigkeit im Lande „Müritz“ kann erst nach 1200 eingesetzt haben. Lediglich das Bistum Schwerin mit seinen sehr aktiven Bischöfen Berno und später Brunward muß schon vor 1200 in seinem Sprengel mit dem Aufbau der kirchlichen Organisation begonnen haben.

Kurz danach begann zwischen den Bistümern ein 50jähriger Streit um die Sprengelgrenzen, der mit großer Erbitterung zwischen den Beteiligten ausgetragen wurde. Verlauf und Ergebnisse dieses Streites sind für die Entstehung der „wüsten Kirchen“ von Bedeutung.

In der Stiftungsurkunde für das Bistum Havelberg von 946<sup>14)</sup> waren die Länder südlich von Elde und Peene dem Sprengel zugesprochen worden („... Terminorum vero eidem parochie constituimus ab ortu fluvii, qui dicitur Pene, ad orientem, ubi idem fluvius intrat mare; ab ortu vero fluminis, quod dicitur Eldia, ad occidentem, ubi idem flumen influit in Albiam...“). Als Verbindungslinie zwischen Elde und Peene galt wahrscheinlich die Seenkette vom Jabeler See über Loppinger-, Lankhagen-, Berg-, Tiefer und Flacher-See bei Klocksinn, weiter über die Westpeene und den Malchiner See<sup>15)</sup>. Hier verlief früher offenbar die alte Grenze zwischen den slawischen Gauen „Muriz“ („Müritz“) und „Tolenz“ („Tolense“). Später bildete die Seenkette die Grenze zwischen den Hauptburgen Malchow und Schlön. In der alten Bewidmungsurkunde für das Bistum Schwerin durch Herzog Heinrich d. L. aus dem Jahre 1171<sup>16)</sup> wurden diesem Sprengel nicht nur die Burgen Quetzin (Cuscin) bei Plau im Lande Warnow und Malchow im Lande „Müritz“ sondern in beiden Ländern auch die „Zehnten“ zugestanden. Damit war der spätere Streit zwischen beiden Bistümern praktisch vorprogrammiert worden.

Zunächst verhinderten die politischen Wirren durchgreifende Missionierungen. Bis zu den Wendeaufständen um 1170–80 dürfte es kaum zu nachhaltigen diesbezüglichen Erfolgen gekommen sein. Danach unterband zunächst die restriktive Politik des Wendenfürsten Pribislav vielfach entsprechende Bestrebungen. Pribislav starb 1178. Von da an übernahm Fürst Heinrich Borwin I. zusammen mit seinem Bruder die Regierung. Eine grundlegende Änderung ergab sich erst, als 1201 Heinrich Borwin allein die Führung übernahm. Unter seiner Regie kam es zu einer Intensivierung der Siedlungsbewegung. Parallel damit einher gingen Aufbau und Festigung der kirchlichen Organisation. Es hat den Anschein, daß hierbei zunächst der eifrige Bischof Brunward von Schwerin (1190–1238) einen erheblichen Vorlauf vor seinen Konkurrenten in Havelberg und Cammin im Lande „Müritz“ erhielt. Offenbar hat er zwischen etwa 1190 bis 1220 in diesem Gau den Aufbau der kirchlichen Organisation allein vollzogen.

Es ist allerdings auch möglich, daß bereits vor dem Einsetzen der großen Siedlungswelle der deutsche Grundadel im Gefolge der Kreuzzüge schon nach 1170 seine Herrschaften errichtete. Er wurde anscheinend recht großzügig von den wendischen Fürsten nach deutschem Vasallenrecht mit Grund und Boden belehnt. Für diese Annahme spricht beispielsweise die Entwicklung des Grundbesitzes des Geschlechtes v. Flotow<sup>17)</sup>. Die Flotows kamen allem Anschein nach als Vasallen des Sachsenherzogs aus Westfalen. Ein anderes diesbezügliches Beispiel stellte das Geschlecht von Havelberg („de Havelbergh“ dar<sup>18)</sup>. Vertreter dieses Geschlechtes kamen offenbar mit den Markgrafen auf ihren Feldzügen in das Land „Müritz“. Ihre Güter lagen im Raum Boek im alten Land Turne. Später stellten sie Burgleute und Landvögte in Röbel. Auch das frühe Auftreten des Geschlechtes von Anker auf der wüsten Feldmark „Chotibanz“ (Havelquellgebiet) dürfte auf ähnliche Weise erklärbar sein. Die Vertreter dieses Grundadels wirkten zweifelsohne schon früh als „Locatoren“ und

<sup>14)</sup> MUB 14. Es besteht kein Zweifel, daß diese Urkunde teilweise in ihrem Inhalt verfälscht sein muß (vergl. Schlesinger, W., 1956: JGOMD 5:9–38). Nach Curschmann, F., 1902: Neues Archiv 28 (1):393–434 muß die Teilinterpretation nach 1179 angefertigt worden sein. Vermutlich wurde sie zum Zwecke der Verteidigung von Ansprüchen gegen das Bistum Schwerin in der Zeit der Schweriner Fälschungen (1220–1230) hergestellt.

<sup>15)</sup> Deppe 1982 a. a. O. (In Vorbereitung)

<sup>16)</sup> MUB 100

<sup>17)</sup> Flotow, G. v., 1844: Beitr. Gesch. Geschl. Flotow. Dresden.: Die Flotows erhielten ihre Besitzungen „a novella plantatione“. Der ursprüngliche Besitz soll umfaßt haben u. a. Gr. u. Kl. Flotow, Priborn, Massow, Below, Ruest, Alt-Schwerin, Jabel, Gr. Gievitz u. a. m.

<sup>18)</sup> Vergl. u. a. MUB 911, 987

bemühten sich um eine verstärkte Besiedlung ihres Landes durch deutsche Siedler, so daß vielleicht schon nach 1180 ein, wenn auch zunächst nur schwacher, Zustrom an Siedlern eingesetzt haben mag. Von dieser schwachen Zuwanderung dürften indessen noch keine entscheidenden kirchenbaulichen Aktivitäten ausgegangen sein.

Mit der Intensivierung der Siedlungsbewegung um 1200 muß die Christianisierung ihre wichtigsten Anstöße empfangen haben. Wichtig hierbei dürfte gewesen sein, daß das Bistum Schwerin durch das Wirken seines ersten Bischofs Berno (1170 bis 1190) bereits über ein funktionierendes Fundament verfügte, auf das sein Nachfolger Brunward zurückgreifen konnte. Nur so ist es erklärlich, daß Brunward in allen Ländern der Herrschaft Werle die kirchliche Organisation zunächst allein aufbauen konnte. Dies war mit Sicherheit im Land Malchow der Fall. Desweiteren muß auch im Land Röbel der Schweriner Bischof zunächst allein vertreten gewesen sein<sup>19)</sup>. Der erste Präpositus Nicolaus, der 1239 für Röbel genannt wurde, war offenbar dem Schweriner Sprengel zugehörig, denn er gehörte anscheinend gleichzeitig dem Schweriner Domstift an<sup>20)</sup>. Das Land Güstrow gehörte bis 1235 zum Schweriner Sprengel<sup>21)</sup>. Auch das Land Turne gehörte bis 1237 nachweislich zum Bistum Schwerin<sup>22)</sup>. 1257 verlieh der Havelberger Bischof „Zehnten“ in den Dörfern Kratzeburg, Blankenförde, Schillersdorf und Techentin, die früher der Schweriner Bischof vergeben hatte<sup>23)</sup>. Da diese Dörfer damals zur Vogtei Wustrow (Penzlin) gehörten, wird auch in diesem Landesteil der Schweriner Bischof ursprünglich die kirchliche Organisation aufgebaut haben.

Nach 1210 begann der Streit der Bischöfe um die Festlegung der Sprengelgrenzen im Lande „Müritz“. Zur Bekräftigung der jeweils eigenen Ansprüche wurden von den Bistümern zahlreiche Urkunden gefälscht. In der Regel dürften hierbei die Originale verwendet worden sein, die durch bestimmte Einschiebungen oder Abänderungen teilinterpoliert wurden. Namentlich der Schweriner Scholastikus Appolonius soll zwischen 1225–27 zahlreiche Urkunden in der päpstlichen Kanzlei gefälscht haben, die jedoch schon damals im Vatikan auf Bedenken gestoßen sein müssen<sup>24)</sup>. 1236 ging Circipanien mit Güstrow für Schwerin an Cammin verloren. Bis 1260 mußte Schwerin an Havelberg teilweise das Land Schlön und ganz die Länder Penzlin, Turne und Neu-Röbel abtreten. Das Prämonstratenserkloster Broda am Tolensee, dem Havelberger Sprengel zugehörig, nahm seine Tätigkeit wohl erst nach 1230 auf<sup>25)</sup>.

Im Jahre 1260 waren die Grenzen endgültig fixiert. Aus Abbildung 2 ist erkennbar, daß sie das Land „Müritz“ durchschnitten. Da Burgbezirke und geistliche Areale voneinander abwichen, so beispielsweise in Röbel, ist daraus ableitbar, daß die nach einem 50jährigen Streit erzielten Kompromisse nicht mehr den alten slawischen Grenzfestlegungen entsprochen haben können<sup>26)</sup>. Eine Rekonstruktion der alten slawischen Burgbezirksgrenzen aufgrund der geistlichen Grenzfestlegungen ist daher nur noch bedingt möglich. Die „wüsten Kirchen“ im Lande „Müritz“ entstammen dieser Frühperiode der Kolonisation. Der Entwicklung nach müssen sie in der Amtszeit von Bischof Brunward (1190–1238) entstanden sein. Demnach sind sie im Gefolge der West-Ostwanderung erbaut worden.

<sup>19)</sup> MUB 499

<sup>20)</sup> Schmaltz, G., 1907: MJB p. 86 (vergl. a. Lisch, 1861: Urk. Behr, p. 20)

<sup>21)</sup> Vergl. Grotefend, 1903: MJB p. 249

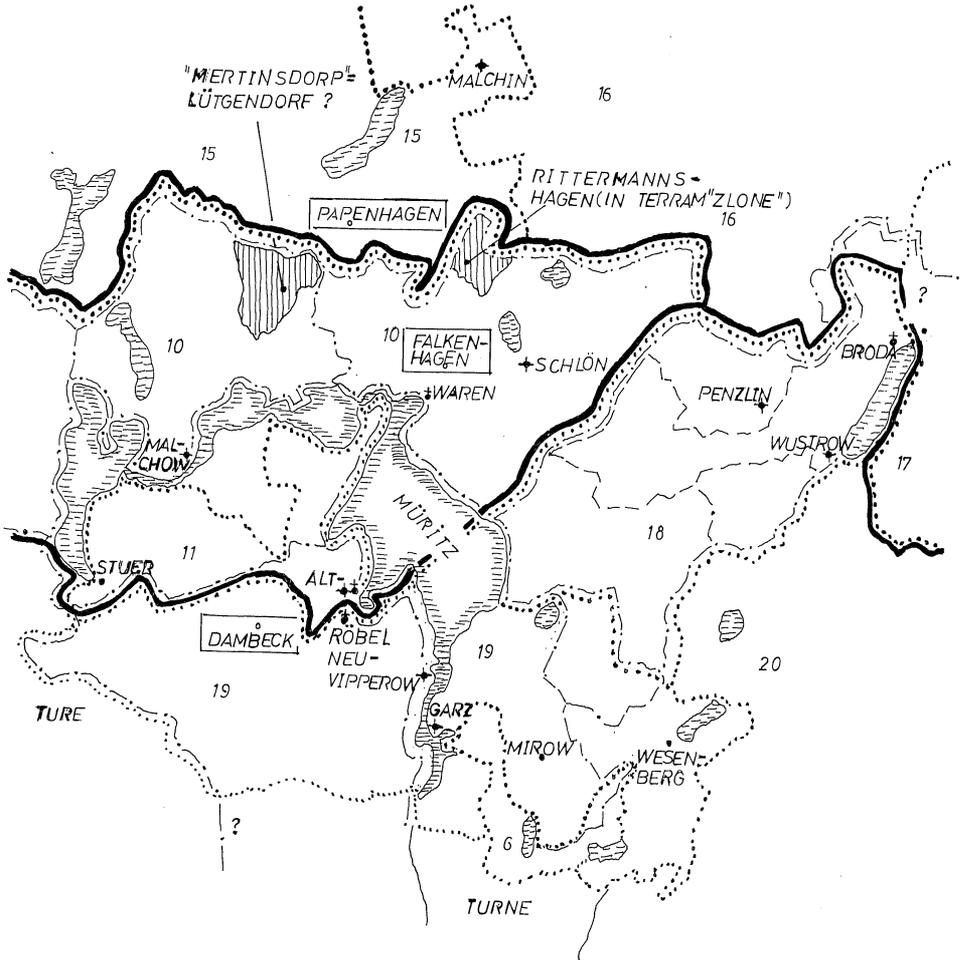
<sup>22)</sup> Rudloff, 1785: Pragm. Handb. Gesch. Meckl. II, p. 166

<sup>23)</sup> Schmaltz 1907 a. a. O., p. 87 (vergl. Lisch, 1837: MJB p. 53)

<sup>24)</sup> Salis, F., 1908: Arch. Urk. Forsch. Leipzig I, p. 273 (s. a. MUB 492, 590, 858)

<sup>25)</sup> 1227 wird es im Verzeichnis der Stifte von Papst Gregor IX. noch nicht erwähnt (vergl. Wentz, G., 1933: Germ. Sacra, Berlin, p. 215), 1240 muß es dagegen schon existiert haben. In diesem Jahr verlangte Bischof Conrad III. von Cammin vom Bistum Havelberg vergeblich die Herausgabe des Klosters.

<sup>26)</sup> Deppe 1982 a. a. O. (vergl. Beyer, 1872: MJB p. 140)



- |                                   |  |
|-----------------------------------|--|
| Bistumsgrenzen ———                | Archidiakonate ... †                                 |
| Zu Schwerin: 6, 10, 11            | 6 Dobbertin (Sandpropstei)                           |
| Zu Havelberg: 18, 19, 20          | 10 Waren   |
| Zu Cammin: 15, 16, 17             | 11 Alt-Röbel   |
| Kloster Broda - - -               | 15 Güstrow   |
| Möglicher Stiftungsbesitz um 1230 | 16 Denmin  |
| Burgwardkirchspiel - - - †        | 17 Friedland   |
|                                   | 18 Broda   |
|                                   | 19 Neu-Röbel   |
|                                   | 20 Ahrensburg-Wittstock                              |
|                                   | † 1260 von Cammin an Schwerin vertraglich abgetreten |

Abb. 2: Burgbezirke und kirchliche Grenzfestlegungen im Land „Müritz“ um 1260 (Archidiakonatsgrenzen nach F. Engel u. R. Schmidt: Hist. Atlas Meckl., Köln 1960)

## 2. Zum Kirchenbau

Die ursprüngliche Organisationsform im Lande „Müritz“ zu Beginn der Kolonisation und damit der eigentlichen Christianisierung um 1200 waren die spätslawischen Burgbezirke. Die Grenzen dieser Bezirke sind weitgehend unbekannt geblieben. Vielfach ist auch die genaue Lage der einzelnen Hauptburgen nicht mehr erkennbar. Um die Wende vom 12. zum 13. Jahrhundert waren im Lande „Müritz“ eine Reihe von Hauptburgen bekannt, die in der nachfolgenden Tabelle 1 zusammengefaßt sind. Anscheinend waren alle diese Burgen um die Jahrhundertwende noch besetzt. Die Burgbezirke müssen eine maßgebliche Rolle beim Aufbau der kirchlichen Organisation gespielt haben.

Die Grenzen zwischen den Burgen Malchow, Schlön und Alt-Röbel können in einigen Abschnitten anhand der kirchlichen Regesten aus dem Mittelalter noch angenähert rekonstruiert werden. Hier zeichnet sich noch ab, daß ursprünglich slawische Burgbezirksgrenzen und kirchliche Grenzfestlegungen weitgehend übereingestimmt haben müssen. Die Ostgrenze der Hauptburg Schlön ist in ihrem Verlauf nicht mehr erkennbar. Die „unnatürliche“ Grenzfestlegung zwischen den Bistümern Schwerin und Havelberg mitten durch die Müritz und durch Röbel kam nur als Kompromiß nach 50jährigem Streit zustande. Sie hatte mit den einstigen slawischen Grenzfestlegungen nichts mehr gemein. Die ursprüngliche Ausdehnung des Burgbezirks Wustrow-Penzlin nach Süden ist unbekannt. Gleichfalls ist

Tabelle 1: Hauptburgen im Lande „Müritz“ um 1200

Name	Spätslawisch	Frühdeutsch
Malchow <sup>a)</sup>	Malchou	Malegowe
Schlön <sup>b)</sup>	Zlone	Schlaue
Penzlin <sup>c)</sup>	Wuztrowe?	Pancirin
Röbel <sup>d)</sup>	Plot, Plottim?	Antiquum Robele
Schwarze Burg <sup>e)</sup>	Zcarnica	- ? -
Alt-Garz <sup>f)</sup>	- ? -	Antiquum Castrum
Stuer <sup>g)</sup>	- ? -	Sture
Vipperow <sup>h)</sup>	- ? -	Veprowe
„Wenden“ <sup>i)</sup>	Antiquum Castrum	Wredenhagen
Waren <sup>j)</sup>	Scharnow?	Warne

<sup>a)</sup> 1147 Malachou oder Malachon, 1232 Malegowe. Die Burg wurde nach 1200 nur indirekt genannt.

<sup>b)</sup> 1218 war die Burg „Zlone“ noch im Besitz der Pommernherzöge. <sup>c)</sup> 1170 (wahrscheinlich wohl um 1225) „Wuztrowe castrum et terra“, „Pancirin“ etwa um 1225/26. <sup>d)</sup> 946, 948, 1150 „Plot“?, 1227 existierte bereits die frühdeutsche Burg zu Alt-Röbel. <sup>e)</sup> Eine frühdeutsche Burg als Nachfolgerin dieser wendischen Burg bei Dambeck/Kratzenburg hat es anscheinend nicht gegeben. Im Jahre 1257 wurde die Burg noch mit ihrem slawischen Namen „Castrum Zarniz“ bezeichnet (MUB 789). <sup>f)</sup> Lage und Territorium der wendischen Burg im Lande Turne sind nicht bekannt. <sup>g)</sup> 1170 (wahrscheinlich 1225) „Sturichze“. Die Lage der wendischen Burg ist nicht genau bekannt. <sup>h)</sup> Die wendische Burg auf der Burgwallinsel in der Müritz war um 1200 nachweislich bereits zerstört (vergl. Hollnagel, A. u. Schölknecht, U., 1957: Jahrb. Bodendenkmalpfl. Meckl.). Die Rolle der frühdeutschen Nachfolgebürg (erwähnt in einer gefälschten Schweriner Urkunde um 1225) war unbedeutend. <sup>i)</sup> Die genaue Lage der „Alten Burg Wenden“ ist unbekannt. Lisch vermutete sie bei Kiewe. Interessant ist in diesem Zusammenhang, daß 1285 die Fürsten von Werle das „Landing“ (Vasallengericht) von der Burg „Wenden“ nach Zepkow verlegt haben. Die „Neue Burg Wenden“ wurde später in Wredenhagen errichtet. Dieser Ort mit seiner Burg gehörte im 13. Jahrhundert zeitweise dem Templerorden. <sup>j)</sup> Der Name der spätslawischen Burg auf der Insel im Feißnecksee ist nicht bekannt. Die wendische Hauptsiedlung am Westufer der Binnenmüritz wurde möglicherweise „Scharnow“ genannt. Sie trug später den Namen „Alt-Wahren“ (vergl. Deppe, 1982, Carolinum Nr. 86, p. 28). Die frühdeutsche Burg Warne wurde zwischen 1245 und 1260 auf der Neustadt zu Waren durch Fürst Nicolaus I. errichtet.

unbekannt, ob sich das Territorium des Burgbezirkes Alt-Garz nur auf die Gebiete des ehemaligen Landes Turne erstreckte. Obwohl Vipperow in einer offenbar gefälschten Urkunde des Bistums Schwerin als eigenes „Land“ aufgeführt wurde, dürfte es als frühdeutscher Burgbezirk kaum eine nennenswerte Rolle gespielt haben. Die Lage der wendischen Burg Stuer blieb bislang unbekannt. Sie soll nach Riedel sich mit ihrem Hoheitsbereich bis Meyenburg erstreckt haben. Ob sich indessen der Name „Ture“ für das alte Land Plau von „Sture“ ableitet, bleibt fraglich. Die Bedeutung der einstmals wohl wichtigen Burg „Wenden“ muß frühzeitig auf Alt-Röbel übergegangen sein. Wredenhagen fungierte später hingegen als reine Grenzbefestigung.

Der Verlauf der Burgbezirkgrenzen ist von Interesse, da nach Schmaltz<sup>29)</sup> während der ersten Siedlungswelle zunächst bei den Hauptburgen sogenannte Burgwardkirchspiele angelegt worden sein müssen, die durch ihre außerordentliche Größe gekennzeichnet waren. Als nächste Stufe werden sogenannte Kolonisationskirchspiele gefolgt sein, die die Burgwardkirchspiele verkleinerten, aber verglichen mit der späteren kirchlichen Gliederung des Landes „Müritz“ immer noch sehr groß waren. Da der wendische Grundadel sich bekanntermaßen sehr früh taufen ließ und damit Macht und Rechte wahren konnte, mußte er ein Interesse an der Anlage von Kirchen bei den Hauptburgen haben, wodurch er seine Herrschaft und seinen Einfluß kontinuierlich aufrechterhalten konnte. Dies mußte dem Bestreben der missionierenden Geistlichkeit zweifelsohne entgegenkommen, da auch sie ein Interesse daran hatte, Kirchen bei den Hauptburgen zu errichten, die bekanntlich in der Regel mit einem heidnischen Tempelbezirk gekoppelt waren. Diese Tempelbezirke galt es zu beseitigen. In dieser Phase wird der Holzkirchenbau vorgeherrscht haben, so daß sich aus dieser Zeit keine Spuren erhalten haben.

Mit dem Anwachsen des Siedlerstromes um 1200 änderte sich die Situation. Entsprechend der seinerzeitigen Mentalität verlangten diese Siedler nach soliden Kirchenbauten, wie sie im Altreich bereits bestanden. Diese Kirchen sollten dauerhafte Kultstätten sein und dienten darüberhinaus auch als Versammlungsstätten. Daher waren bestimmte räumliche Größenordnungen erforderlich, denen die Holzkirchen nicht entsprochen haben können. Da aber zu Beginn der Siedlungsbewegung Ziegelöfen noch nicht vorhanden waren, mußte man bei den ersten massiven Kirchenbauten zwangsläufig Feldsteine verwenden. So kommt es, daß die ältesten Sakralbauten aus dieser Phase durchweg als Feldsteinbauten errichtet worden sind, ohne jede Verwendung von Ziegelwerk. Ziegelmauerwerk war seinerzeit noch sehr teuer und galt als vornehm. Reifferscheidt<sup>30)</sup> weist darauf hin, daß manche alte Feldsteinbauten den Eindruck erwecken, als habe man außen und innen mit weißer und roter Farbe auf Putz ein Ziegelwerk imitiert.

Der früheste Hinweis auf einen Kirchenbau im Lande „Müritz“ datiert aus dem Jahre 1200. Nach Fromm/Struck<sup>31)</sup> soll in diesem Jahr bereits eine Kapelle in Jabel existiert haben. Auf welche Quelle sich die Autoren bei dieser Angabe bezogen haben, ist nicht mehr zu ergründen. Bei den frühen Feldsteinkirchen ist der Baustil von besonderer Bedeutung. Durchweg wurden sie noch im rein romanischen Stil errichtet. Es herrschte der einschiffige romanische Hallentyp vor. Die Chöre waren quadratisch angelegt. Türme fehlten in der Regel. Von Kirchen dieses Typs klar unterschieden werden müssen die gegenwärtig vorhandenen Kirchen aus der Übergangsperiode vom romanischen Hallentyp zum mehrschiffigen gotischen Basilikatyp. Diese Kirchen sind bereits weitgehend oder sogar ausschließlich in Ziegelbauweise errichtet worden. Der Umbruch zur gotischen Bauweise erfolgte etwa zwischen 1240 bis 1270. Dabei wurden in nahezu allen Fällen die romanischen Vorläuferbauten abgerissen und durch gotische Neubauten ersetzt. Bei vielen Kirchen wurden auch die Chöre abgerissen und erneuert. Dieser Umstand bleibt oft außer Betracht,

<sup>29)</sup> Schmaltz 1907 a. a. O., p. 148

<sup>30)</sup> Reifferscheidt, H., 1910: Kirchenbau Meckl.-Vorpommern. Greifswald, p. 97

<sup>31)</sup> Fromm, L. u. Struck, C., 1865: Archiv Landesk. 15: 129–169. Vergl. a. Voßberg, H., 1932: Zur Baugeschichte der Warener Kirchen. Verlag E. Reimers, Waren, p. 3.

wenn aus dem Baustil der gegenwärtigen Kirchenbauten Rückschlüsse auf das mögliche Alter von Städten gezogen werden<sup>32)</sup>). Als Beispiel sei in diesem Zusammenhang auf die Kirchen der Stadt Waren verwiesen. Der ursprünglich rein romanische Feldsteinchor der Georgenkirche stammte zweifelsohne aus der ersten Phase der Kolonisation um 1210 bis 1220. Der etwa 30 Jahre jüngere Chor der Marienkirche war ebenfalls noch ein Feldsteinbau, wies jedoch bereits Stilelemente aus der Übergangsperiode auf<sup>33)</sup>). Bei den Fundamenten beider Kirchen scheinen noch die großen Findlinge der romanischen Vorgängerbauten verwendet worden zu sein. Bei der Marienkirche ist es allerdings fraglich, ob es überhaupt einen romanischen Vorläuferbau gegeben hat. Bis 1500 wurde sie stets als Kapelle bezeichnet. Möglicherweise wurde das Schiff erst spät auf der Stelle der Burg errichtet, die um diese Zeit abgerissen wurde. Auch für Alt-Röbel dürfte feststehen, daß die Kirche schon vor 1226 existiert hat (Schmaltz).

Die romanischen Vorläuferbauten sind nur noch bei wenigen Kirchen des Landes „Müritz“ in Spuren erkennbar. Von besonderem Interesse sind in diesem Zusammenhang die Kirchen von Ankershagen und Schlön. Bei der Kirche von Ankershagen bestehen keine Zweifel, daß der noch im Ansatz vorhandene romanische Vorläuferbau auf eine Altersstufe mit Gadebusch (1205) zu stellen ist. In diesem Falle läßt sich auch urkundlich nachweisen, daß 1266 die Weihe (Neuweihe) des gotisch beeinflussten Nachfolgebau erfolgte<sup>34)</sup>). Ähnlich verhält es sich zweifelsohne bei der Kirche von Schlön. Zu verweisen ist in diesem Fall auf die erhalten gebliebene, ursprüngliche romanische Fenstergruppe auf der Südseite der Kirche. Ebenso repräsentiert die Kirche von Alt-Malchow nicht mehr den Vorläuferbau (MJB, 8 B 123).

Aus den vorstehend angeführten Fakten läßt sich folgendes ableiten:

- a) Kolonisation und Christianisierung müssen früher begonnen haben als es die vorhandenen gotischen Kirchenbauten vermuten lassen
- b) Das frühere Land „Chotibanz“ (Havelquellgebiet) beispielsweise muß schon besiedelt und um 1200 – 1210 bereits mit Kirchen versehen gewesen sein, bevor das Kloster Broda sein Wirken begonnen hat (um 1230).
- c) Die Fälschungen der Mönche des Klosters Broda (zum Beispiel MUB 95, 1170; wahrscheinlich auch MUB 563, 1244) besonders in ihrer Urkunde MUB 370, 1230 vermischten in geschickter Weise „Dichtung und Wahrheit“. Das Land „Chotibanz“ an den Havelquellen (Ankershagen/Dambeck/Freidorf) ist zwar den Mönchen bereits von dem Pommernherzog Wertislav 1182 zweifelsfrei verliehen worden, doch kann bei der Errichtung der Dörfer das Kloster noch nicht aktiv gewesen sein.

Der besondere Wert der „wüsten Kirchen“ besteht in dem Umstand, daß in ihnen noch unverfälschte Zeugen der Sakralbauten aus der ersten Kolonisationsperiode um 1200 oder kurz danach erhalten geblieben sind.

### 3. Die „wüste Kirche“ zu Dambeck

Etwa 8 km westlich von Röbel liegt beim heutigen Dorf Dambeck an der Fernverkehrsstraße F 198 von Röbel nach Stuer rund 200 m nördlich der Chaussee am Ufer des Dambecker Sees die Ruine der ehemaligen Dorfkirche des alten Dorfes Dambeck. Die Ruine befindet sich in einem kleinen Eichengehölz am Rande einer größeren Feldflur, auf der früher die Dorfstätte lag. Der Boden um die Ruine ist dicht mit Holundergebüsch bewachsen. Diese „wüste Kirche“ fand schon früher die Aufmerksamkeit mecklenburgischer Heimatfor-

<sup>32)</sup> Hoffmann, 1930: MJB, p.133. – Die Kirche zu Neu-Röbel, d. h., der gotische Nachfolgebau wurde 1267 (neu-) geweiht.

<sup>33)</sup> Voßberg 1932 a.a.O. p.6.

<sup>34)</sup> Lisch, F., 1843: MJB 8: 114 – 138. Vergl. a. Schlie, F., 1902: Kunst- u. Gesch. Denkm. Meckl.-Schwerin 5: 356 – 361.



Abb. 3: Rest von Chor und Schiff der „wüsten Kirche“ zu Dambeck bei Röbel 1980 (Foto Verf.)

scher<sup>35</sup>). Auch heute noch sind die Ruinen dieser Kirche beeindruckend und scheinen von Geheimnissen umwittert.

An diesem Bau ist zunächst auffallend, daß er völlig ohne jedes Ziegelwerk errichtet worden ist. Die Außenmauern bestehen überwiegend aus behauenen Feldsteinen. Nur stellenweise sind unbehauene Steine eingesetzt worden. Das fugengerechte Verarbeiten der Feldsteine ist besonders beim Chor noch sehr gut erkennbar (Abb. 3). Die noch vorhandenen Fenster- und Türöffnungen sind alle im Rundbogenstil errichtet, was besonders bei der sogenannten „Priesterpforte“ deutlich wird (Abb. 4). Der noch vorhandene Abschlußbogen zwischen Schiff und Chor ist gleichfalls als Rundbogen ausgeführt. Das Schiff besaß ursprünglich mit Sicherheit eine rippenlose Backofenkuppel, von der die Konsolen noch sehr gut erkennbar sind. Auch die Fußböden bestanden aus Feldsteinpflaster. Den Altarsockel bildeten behauene Granitblöcke. Interessant ist auch der Kalkputz im Innern der Kirche, den Lisch noch beobachtete. Möglicherweise deuteten diese Reste in ihrer rot-weißen Ausführung auf jene Ziegelimitationen hin, die Reifferscheidt als charakteristisch für frühe Feldsteinkirchen ansah. Vielleicht wurden Schiff und Chor in unterschiedlicher Zeit und mit verschiedenen Techniken errichtet. So scheinen bei den Umfassungsmauern des Schiffes sehr viel mehr unbehauene Feldsteine verwendet worden zu sein, die vielfach bereits abgeplatzt sind, während beim Chor in der Regel nur behauene Feldsteine verarbeitet wurden.

<sup>35</sup>) Lisch, G., 1850: MJB 15: 283–86; Schlie 1902 a.a.O., 5, p.527–532

Wann die Kirche „wüst“ geworden ist, läßt sich nicht mehr ermitteln. Mit Sicherheit war sie im 30jährigen Krieg baufällig. Nach dem Kirchenvisitationsprotokoll von 1649 war das Schiff bereits zu der Zeit nicht mehr benutzbar. Nur der Chor diente noch bis Anfang des 19. Jahrhunderts als Kapelle. Die Kirche zu Dambeck war später ritterschaftlichen Patronats<sup>36)</sup>. Ursprünglich war sie landesherrschaftlichen Patronats<sup>37)</sup>. Wahrscheinlich ist das Dorf Ende des Mittelalters gelegt worden, wobei auch die alte Dorfstätte „wüst“ wurde.

Auffallend an der Kirche ist ihre Größe (Abb. 5). Schon Schmaltz vermutete, daß der Bau zunächst für eine größere Gemeinde bestimmt war. Man kann ihm sicherlich zustimmen in der Annahme, daß Dambeck seit Anbeginn Bestandteil des Burgwardkirchspiels von Alt-Röbel gewesen ist. Möglicherweise lag dieses Kolonisationskirchspiel an der Grenze zu den Burgwardkirchspielen von Alt-Malchow und Stuer. Die Grenze zu Alt-Malchow könnte jener Teil der alten Röbbeler Landwehr („Schwedenschanze“) zwischen dem Minzower- und Glien-See gewesen sein. An die Grenze zum einstigen Burgbezirk Stuer erinnert „Rogeez“ („- eez“ = Baumverhau; vergl. Engel<sup>38)</sup>).

Der rein romanische Baustil und das Fehlen jedes Ziegelmauerwerkes sprechen für ein hohes Alter der Kirche. Schon Lisch und Schmaltz<sup>39)</sup> verwiesen auf die Ähnlichkeit mit den alten Kirchen des Landes Lauenburg, die noch aus dem 12. Jahrhundert stammen. Es bleibt fraglich, ob die Kirche von Siedlern aus der Mark Brandenburg errichtet worden ist, wie es Reifferscheidt<sup>40)</sup> vermutete. Aufgrund der geschichtlichen Entwicklung muß eher angenommen werden, daß diese Feldsteinkirche auf der West-Ost-Wanderung entstanden ist.

<sup>36)</sup> Schlie 1902 a. a. O. 5, p. 528

<sup>37)</sup> Schmaltz a. a. O. 1907, p. 87

<sup>38)</sup> Engel, F., 1960: Grenzwälder und slawische Burgbezirke, Gießen p. 130

<sup>39)</sup> Schmalz a. a. O. p. 89

<sup>40)</sup> Reifferscheidt 1910 a. a. O., p. 97

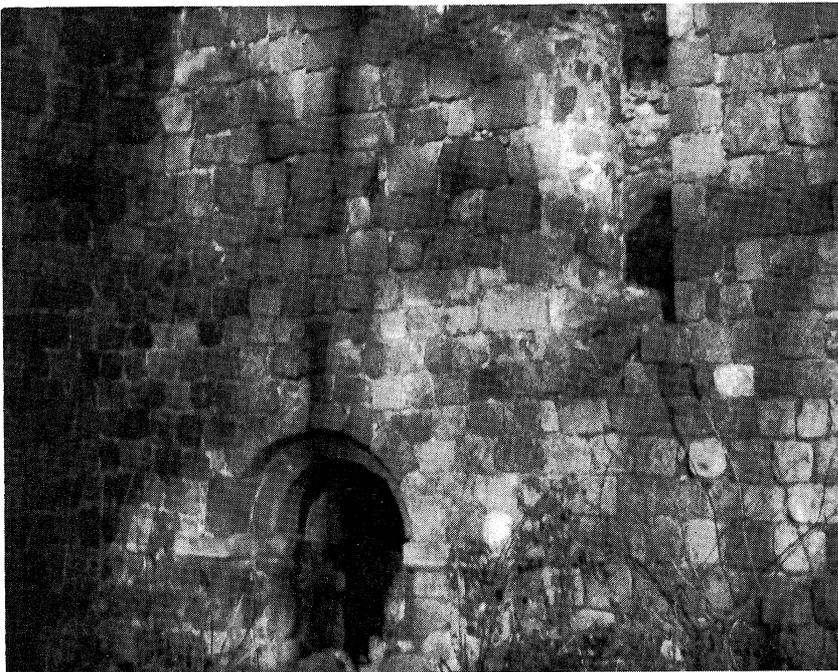
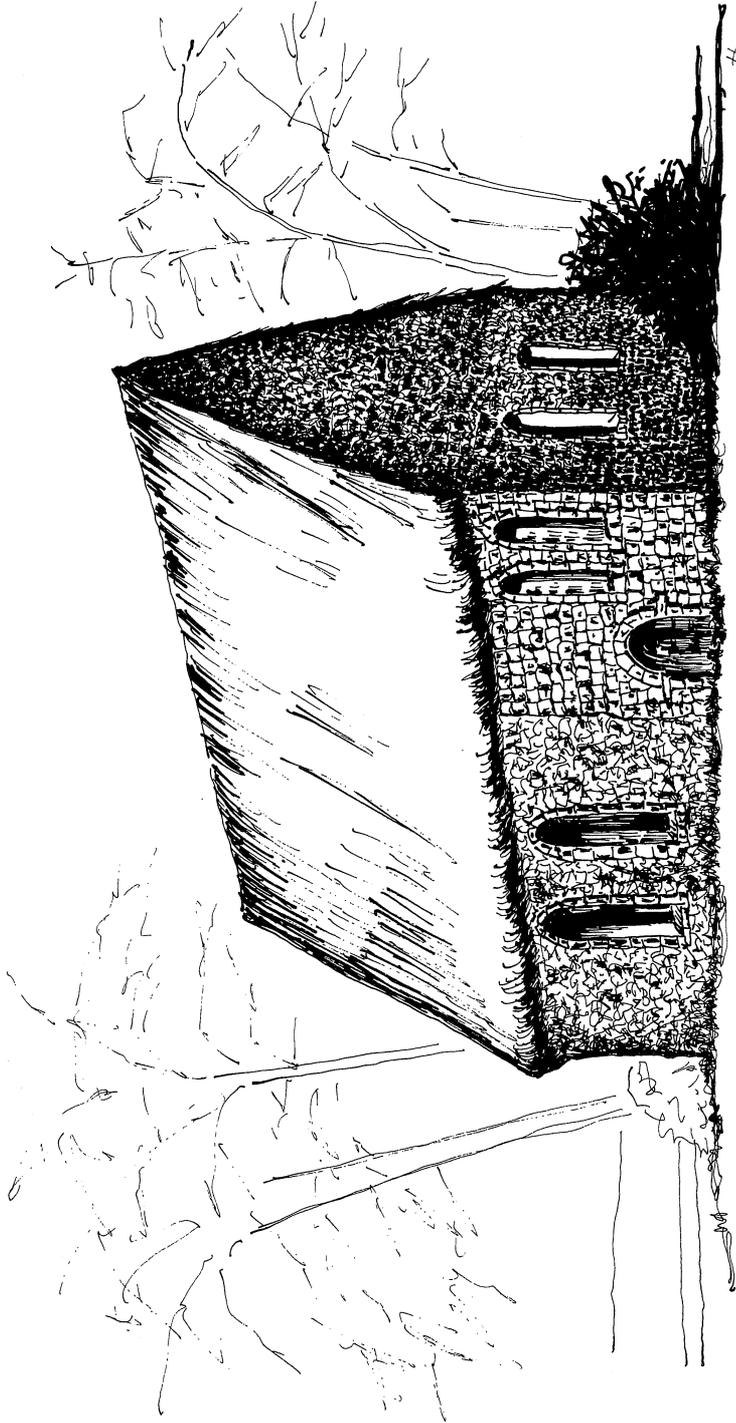


Abb. 4: Sogenannte „Priestport“ der „wüsten Kirche“ zu Dambeck bei Röbel 1980 (Foto Verf.)



77  
Me. 62

Abb. 5: Die alte Feldsteinkirche von Dambeck zu Beginn des 13. Jahrhunderts (Rekonstruktionsversuch)

Wahrscheinlich war Dambeck ein altes Kolonisationskirchspiel an der Westgrenze des Burgwardkirchspiels von Alt-Röbel.

Der Zeitpunkt des Kirchenbaues läßt sich nur noch schwer abschätzen. 1261 wurde das alte Dorf Dambeck erstmals genannt<sup>41)</sup>. Es präsentierte sich zu diesem Zeitpunkt bereits als fertiges Dorf, das schon lange existiert haben muß, wie denn überhaupt bei vielen Dörfern im Land „Müritz“ die Urkunden in der Regel einen Zustand anzeigen, bei dem die Orte vielfach schon lange vorhanden gewesen sind. Auf diesen Umstand hatte Raumer<sup>42)</sup> bereits verwiesen. Man kann sicherlich Schlie<sup>43)</sup> beipflichten, daß das alte Dorf Dambeck mit seiner Feldsteinkirche mindestens seit 1200 existiert haben muß. Möglicherweise ist es sogar schon in den Jahren 1180 bis 1190 aufgebaut worden.

Die von Schlie<sup>44)</sup> erwähnte Sage, „... wonach die Kirche von Dambeck früher zu einer Stadt Gellin gehört habe ...“ ist nicht erklärbar. Allem Anschein nach kann mit „Gellin“ nur „Gliem“ gemeint gewesen sein. In der Nähe liegt das sogenannte „Gliemholz“ mit dem „Gliem-See“ (Röbeler Stadtforst). Ein untergegangenes Dorf „Gliem“ ist nicht bekannt. Vielleicht deutet sich in dieser Sage jedoch die alte Zugehörigkeit der Dambecker Kirche zur Mutterkirche von Alt-Röbel an.

#### 4. Die „wüste Kirche“ von Falkenhagen

Von dieser Kirche im untergegangenen Dorf Falkenhagen existieren nur noch wenige Spuren. Das Dorf lag einstmals etwa 6 km nördlich der Stadt Waren am Nordende des Tiefwaren-Sees. 1258 bestand es bereits, denn für dieses Jahr wurde der Pfarrer der Kirche in einer Urkunde<sup>45)</sup> genannt. Wie die Georgenkirche zu Waren sowie die Kirchen von Sommerstorf, Vielist, Rittermannshagen, Lansen, Gievitz, Varchentin, Varchow, Luplow, Panschenhagen, Schönau und Deven gehörte auch Falkenhagen zu den Kirchen des alten Landes Schlön. Wahrscheinlich rechneten ursprünglich alle diese Kirchen zunächst zum Burgwardkirchspiel der Hauptburg Schlön<sup>46)</sup>. Die ältesten Kirchen dieses Burgwardkirchspiels waren vielleicht die Kirchen von Schlön (um 1210?), Waren (um 1215–20?), Vielist und Varchentin. Nach Schmaltz sollen die Kirchen von Sommerstorf und Falkenhagen jünger gewesen sein. Falkenhagen war zweifelsfrei eine Hagenpfarre, die erst in der großen Siedlungswelle zwischen 1210–1230 angelegt wurde. Die Kirche dieses Dorfes muß in jedem Falle älter als die Kirche von Schönau gewesen sein, die noch um 1331 nur eine Filialkapelle von Falkenhagen gewesen ist.

Die Lage von Dorf und Kirche ist bekannt (Abb. 6). Der Name des Dorfes kommt vielleicht von „Walkenhagen“, d. h., „Walkmühle“, da in dem Dorf eine Gerbmühle bis ins 18. Jahrhundert bestand<sup>47)</sup>. Zu erwähnen ist noch eine Anmerkung von Wossidlo<sup>48)</sup>, wonach der Name „Flinswerder“, an den das Dorf grenzte, vielleicht vom wendischen Götzen „Flins“ abgeleitet ist. Frühdeutsche Kirchen wurden nach seiner Meinung bevorzugt an wendischen Kultstätten angelegt. Ob dieser Umstand für die Anlage des Dorfes maßgeblich war, bleibt offen.

41) MUB 911, 2486

42) Vergl. Raumer 1832 a. a. O. p. 321

43) Schlie 1902 a. a. O. 5, p. 528

44) Schlie 1902 a. a. O. 5, p. 531

45) MUB 823

46) Schmaltz 1907 a. a. O. p. 75

47) Jegerow, 1930: Colonisation Meckl. II, p. 234 will den Dorfnamen vom slawischen „Walek“ ableiten, was sicherlich nicht zutrifft.

48) Wossidlo, R., 1927: Sagen. In: Sommerfrische Waren, Hrsg. Warener Verkehrsverein, p. 59–76

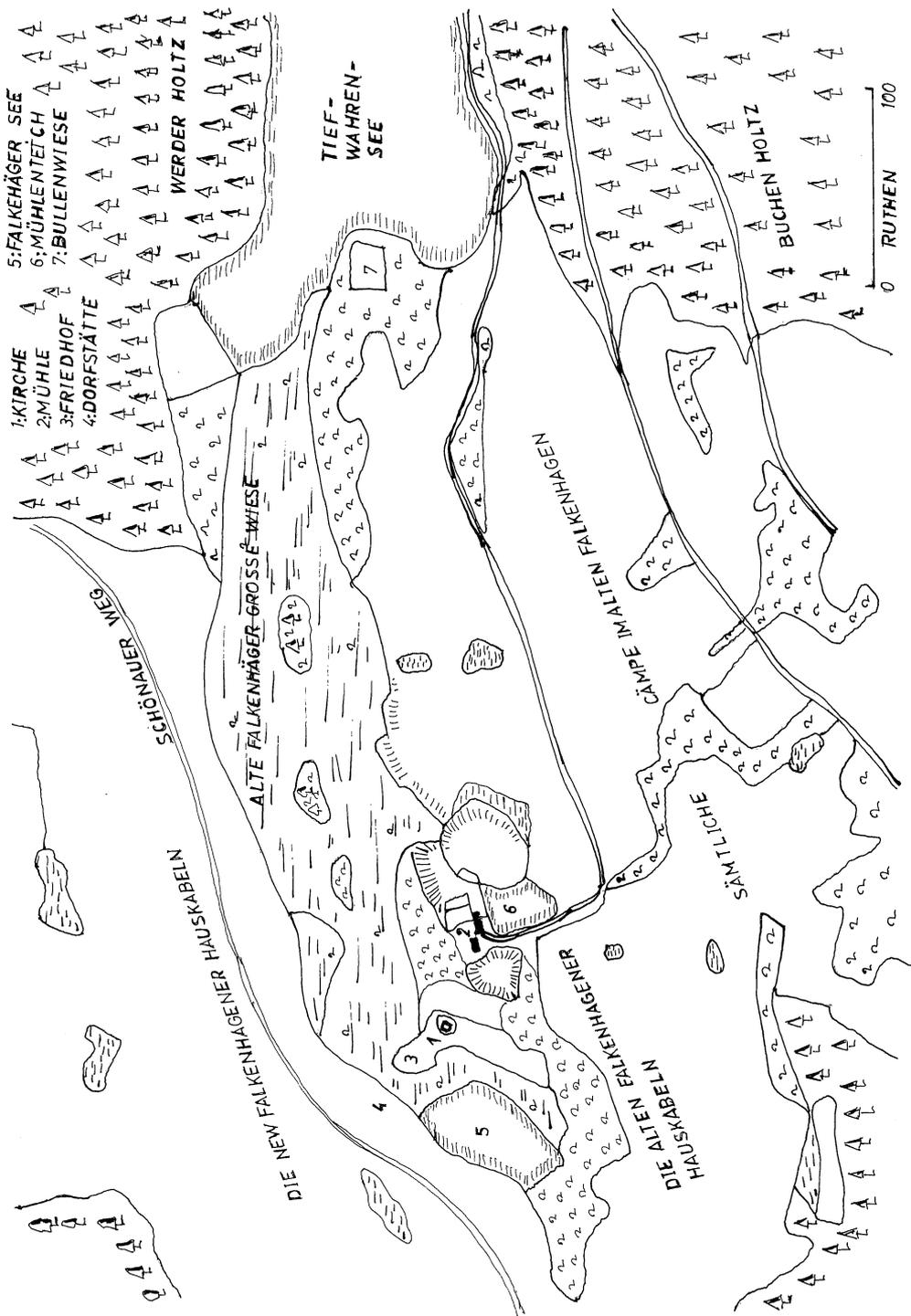


Abb. 6: Die Feldmark des alten Dorfes Falkenhagen bei Waren nach der Karte von F. C. Balsleben (1726)



Abb. 7: Flur des „wüsten Dorfes“ Falkenhagen mit dem Kirchhügel (Foto U. Schohnkecht 1978)

Das alte Dorf Falkenhagen lag am Falkenhäger See. Die ehemalige Dorfstätte ist noch heute unter dem Flurnamen „Falkenhäger Kirchhof“ bekannt (Abb. 7). Die Ackerfluren wurden augenscheinlich aus den einstmals zusammenhängenden Waldungen der „Buchen“, des „Hohen Hols“, den „Seebänken“ und dem „Werder“ gerodet. Auf der Karte von 1726 werden sie noch „Die sämtlichen Cämpe im Alten Falkenhagen“ genannt. Auf der anderen Seite der „Falkenhäger Großen Wiese“ lagen die „New Falkenhäger Hauskabeln“. Die Lohmühle lag im Grund am Mühlenteich.

Die Kirche ist auf der Karte von 1726 als Ruine verzeichnet. Das alte Dorf beziehungsweise die Kirche sollen im 30jährigen Krieg untergegangen sein<sup>49)</sup>. Vielleicht sind jedoch Dorf und Kirche vordem wüst gewesen, da die Äcker bereits 1427 dem Warener Stadtkämmerer gehörten. Die ehemalige Dorfstelle mit dem Friedhof ist heute Feldflur. In der Vergangenheit wurden auf dieser Feldflur mehrfach Gebeine aufgepflügt. Das Wüstwerden im 30jährigen Krieg bezog sich womöglich nur auf die Mühle, die noch in Betrieb war<sup>50)</sup>. Noch 1765 standen die Umfassungsmauern der Kirche. Gegenwärtig besteht auf dem Platz der Kirche nur noch ein Trümmerfeld (Abb. 8). Immerhin ist aus dem Resten zu erkennen, daß es sich bei der einstigen Kirche um einen Feldsteinbau gehandelt hat. Dies spricht für eine Anlage ähnlich wie bei Dambeck zu Beginn der Kolonisationsphase um 1210-20. Da als Bauzeit für eine Kirche zu damaliger Zeit etwa 10–15 Jahre zu veranschlagen waren<sup>51)</sup>, muß der Kirchenbau mit Sicherheit im ersten Quartal des 13. Jahrhunderts erfolgt sein. Da jedoch keinerlei Anhaltspunkte mehr über Baustil und Ausführung vorhanden sind, müssen weitergehende Fragen offen bleiben.

<sup>49)</sup> Darjes 1765: Mantzels Bützowsche Ruhest. 17; Schmidt 1841: Gesch. Nachr. Stadt Waren

<sup>50)</sup> Vielleicht geschah die Verwüstung 1637 beim Durchzug der Kaiserlichen unter Tilly

<sup>51)</sup> Deppe 1982 a.a.O.



Abb. 8: Feldsteintrümmer der „wüsten Kirche“ von Falkenhagen (Foto U. Schohknecht 1978)

## 5. Die „wüste Kirche“ zu Domherrenhagen

Etwa 5 km südlich des Malchiner Sees stehen östlich der Chaussee Waren – Teterow (F 108) auf einem Hügel oberhalb von Ulrichshusen die Reste der Kirche des untergegangenen Dorfes „Domherrenhagen“, das später den Namen „Papenhagen“ führte. Möglicherweise gehörte die Kirche ursprünglich zum Burgwardkirchspiel Malchin, das einmalls bis Dahmen gereicht haben muß. Das Dorf Domherrenhagen trat schon früh in Erscheinung. 1240 verlieh Fürst Nicolaus I. von Werle dem Domstift zu Güstrow die Dörfer „Domherrenhagen“ und „Marquardshagen“ (Marxhagen) zu dessen Ausstattung. Das Güstrower Domstift wurde 1226 gegründet. Vier Hägerhufen wurden der Kirche zu „Domherrenhagen“ dotiert<sup>52</sup>). Aus der Urkunde geht nicht hervor, ob Dorf und Kirche zu diesem Zeitpunkt bereits bestanden oder ob beides erst errichtet werden sollte<sup>53</sup>). Aufgrund von Baustil und Ausführung der Kirche muß man davon ausgehen, daß dieser frühe Sakralbau hinsichtlich seiner Entstehung auf eine Stufe mit der Kirche von Dambeck zu stellen ist, worauf auch Lisch<sup>54</sup>) bereits verwiesen hat. Daraus ist ableitbar, daß Dorf und Kirche 1240 bereits bestanden haben müssen. Die zeitliche Entstehung des Kirchenbaus dürfte in die Zeit um 1210 bis 1220 zu veranschlagen sein.

1271 wurde Rambow nach „Domherrenhagen“ eingepfarrt. 1436 existierte die Kirche anscheinend noch. Im Jahre 1458 waren die Dörfer „Domherrenhagen“ und „Marquards-hagen“ wüst<sup>55</sup>). Im Kirchenvisitationsprotokoll von 1534 wurde die Kirche nicht mehr

<sup>52</sup>) MJB, 5, B 91; vergl. Schmaltz 1907 a.a.O. p. 182

<sup>53</sup>) Schlie 1902 a.a.O. 5, p. 377 nahm aufgrund von MUB 1229 aus dem Jahre 1271 an, daß die Kirche erst zu diesem Zeitpunkt fertiggestellt sei. Für eine derartige Vermutung gibt es keine Anhaltspunkte. Das Erscheinungsbild der Kirche spricht dagegen

<sup>54</sup>) Lisch 1850 a.a.O., p. 286

<sup>55</sup>) Lisch, G., 1844: Urk. Geschl. Hahn Schwerin I, p. 85–87

aufgeführt. Wahrscheinlich war spätestens zu diesem Zeitpunkt bereits die neuerbaute Kirche von Rambow an ihre Stelle getreten.

Die Ruine der Kirche von Domherrenhagen ähnelt in ihrer Ausführung sehr der Kirche von Dambeck (Abb. 9), wenngleich ihre Abmessungen etwas kleiner sind. Obwohl die Ruine bereits stark beschädigt ist, kann man immer noch den romanischen Rundbogen der Eingangstür erkennen. Auch die behauenen Feldsteine ähneln in Form und Anordnung der Dambecker Kirche. Bei der Kirche von Domherrenhagen sind offensichtlich, zumindest im unteren Teil der Umfassungsmauern, behauene Steine verwendet worden, die auf Fuge verarbeitet wurden. Die Giebel vermitteln den Anschein, als wenn die Kirche außen und innen verputzt war. Vielleicht trug sie eine rot-weiße „Ziegelimitation“ (Abb. 10).

Die Kirche des alten Dorfes „Domherrenhagen“ wird, wie die Kirchen zu Dambeck und Falkenhagen, zu Beginn der Kolonisationswelle errichtet worden sein. Als ausgesprochene „Hagenpfarre“ wird sie wie die Kirche von Falkenhagen vielleicht etwas jünger gewesen sein als die Kirche von Dambeck. Man geht indessen wohl nicht fehl in der Annahme, den Baubeginn dieser Kirche wie bei Falkenhagen in einer Zeit von spätestens 1210–1230 anzunehmen. 1241 existierte die Kirche bereits nachweislich. Veranschlagt man für die Bauzeit durchschnittlich 10 bis 15 Jahre, wie es am Beispiel der Stadtkirche von Malchin nachvollziehbar ist<sup>56)</sup>, so erscheint diese Annahme realistisch. Am Beispiel von „Domherrenhagen“ zeigt sich, daß die große Siedlungswelle, in deren Gefolge die Hagedörfer angelegt wurden, früher anzusetzen ist, als bislang angenommen. Diese Siedlungswelle wird kurz nach 1200 eingesetzt haben und hat ihren ersten Höhepunkt anscheinend zwischen 1210 bis 1220 erreicht<sup>57)</sup>.

<sup>56)</sup> MUB 219, 449, 589.

<sup>57)</sup> Deppe 1982 a. a. O.



Abb. 9: Ruine der „wüsten Kirche“ zu Domherrenhagen bei Ulrichshusen südlich des Malchiner Sees 1955 (Foto U. Schohknecht)

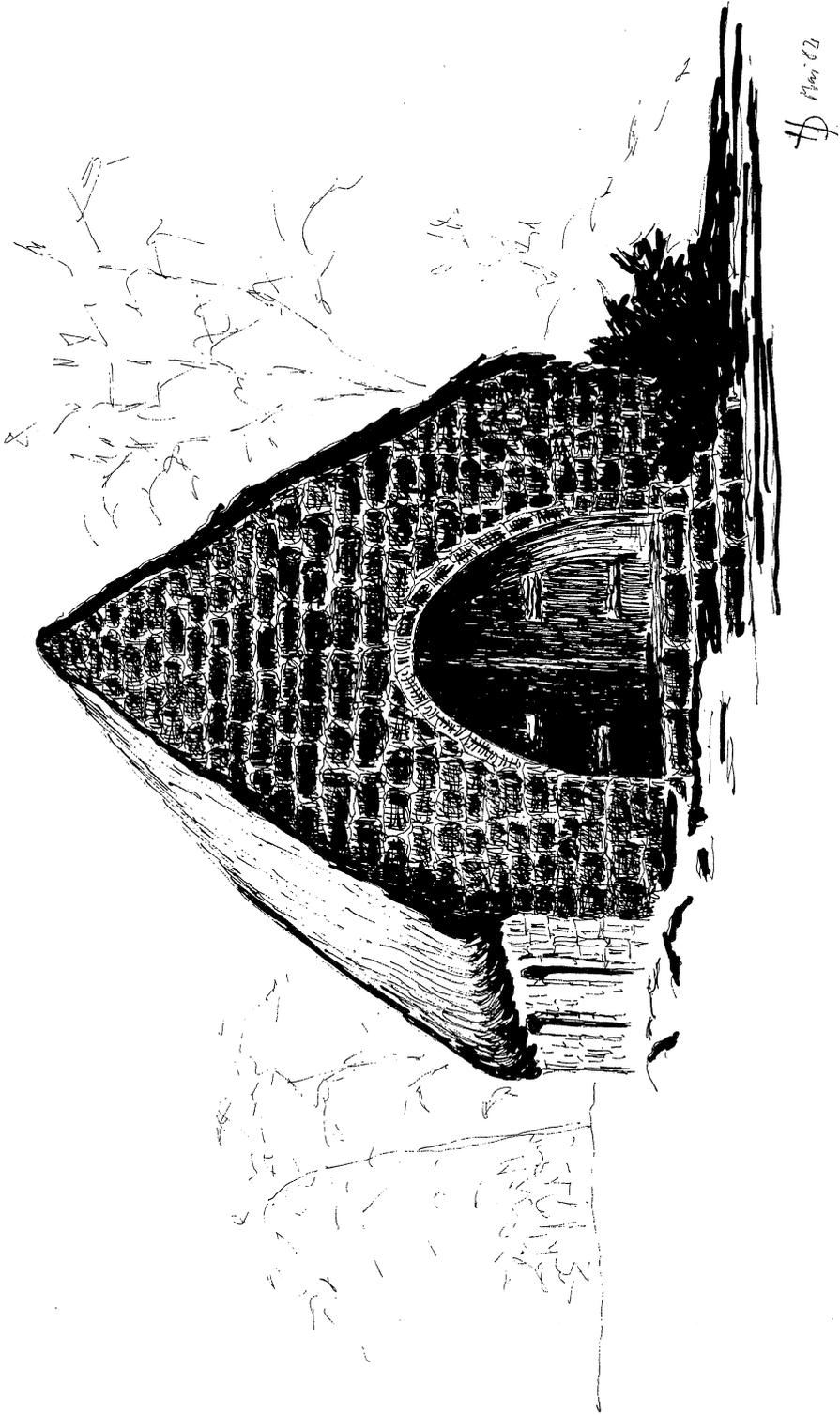


Abb. 10: Die Feldsteinkirche von „Domherrenhagen“ zu Beginn des 13. Jahrhunderts (Rekonstruktionsversuch)

## 6. Schlußbetrachtungen

Kolonisation und Christianisierung der wendischen Stammlande zu Beginn des 13. Jahrhunderts verliefen weitgehend parallel zueinander. Die urkundlichen Überlieferungen für diese Periode sind sehr lückenhaft. Für den einstigen wendischen Gau „Müritz“ liegen hierüber fast keine urkundlichen Nachrichten vor. Die noch vorhandenen baugeschichtlichen Zeugnisse entstammen durchweg bereits einer Periode, in der der Aufbau der kirchlichen Organisation schon abgeschlossen war. So sind bei den Sakralbauten die romanischen Vorläuferbauten bei den vorhandenen Kirchen ausnahmslos durch gotische Neubauten ersetzt worden. Der besondere kulturhistorische Wert der „wüsten Kirchen“ im Land „Müritz“ liegt in dem Umstand begründet, daß es sich um unveränderte Kirchenbauten aus der ersten Siedlungsphase handelt. Es waren einschiffige Hallenbauten im rein romanischen Stil. Ziegelwerk ist noch nicht verwendet worden. Eingesetzt wurden nur unbehauene und behauene Feldsteine. Bei durchweg allen noch intakten Kirchen sind hingegen Umbauten im Übergangsstil oder im rein gotischen Baustil vorgenommen wurden. Aus dem Umstand, daß dies bei den „wüsten Kirchen“ auch im Ansatz nicht feststellbar ist, muß man folgern, daß sie schon sehr früh „wüst“ geworden sein müssen. Zumindest bei der Kirche von Dambeck drängt sich der Verdacht auf, daß das Schiff vielleicht schon im 13. Jahrhundert durch Einsturz der Feldsteinkuppel unbenutzbar geworden ist. Möglicherweise hat man durch das provisorische Einziehen einer Holzbalkendecke die Kirche zeitweise noch wiederherstellen können. Bei der Kirche von Domherrenhagen liegen keine sicheren Mitteilungen darüber vor, wielange diese Kirche in ihrer Ursprungsform benutzt werden konnte. Es ist auch nicht bekannt, wielange die Kirche überhaupt noch für Gottesdienste zur Verfügung stand.

Stil, Form und Ausführung bei den „wüsten Kirchen“ im Lande „Müritz“ lassen den Schluß zu, daß diese Kirchen weit vor 1240, dem Einbruch des gotischen Baustils in Norddeutschland, erbaut worden sein müssen. Als Bauzeit ist das erste Quartal des 13. Jahrhunderts anzusetzen, wenn nicht im Falle von Dambeck sogar das letzte Quartal des 12. Jahrhunderts in Betracht kommt. Demnach muß auch die Kolonisationsbewegung in diesem wendischen Gau früher eingesetzt haben, als es die wenigen urkundlichen Überlieferungen erscheinen lassen. Für diese Schlußfolgerung liefern die „wüsten Kirchen“ wichtige Anhaltspunkte. Es wäre wünschenswert, wenn der Erhaltung dieser bedeutenden kulturhistorischen Zeugnisse mehr Aufmerksamkeit geschenkt werden würde.

Anschrift des Verfassers: Prof. Dr. H. J. Deppe, Kudowastr. 1A, D 1000 Berlin 33.

## Ein Mecklenburger vor Troja

Heinrich Schliemann erschließt die Welt der Antike

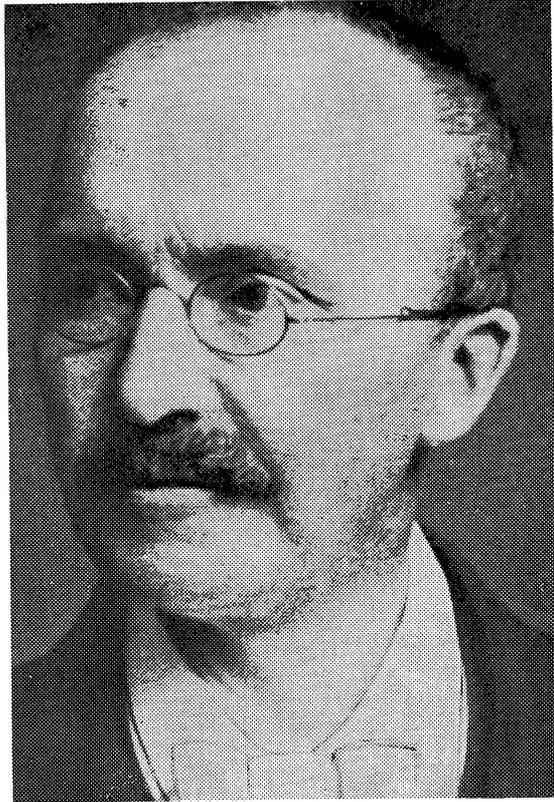
Vor hundert Jahren unternahm Heinrich Schliemann, der Pastorensohn aus Neubukow (später Ankershagen) in Mecklenburg, die dritte und ergebnisreichste Grabungskampagne in der Nähe der Dardanellen am Ruinenhügel von Hissarlik in Kleinasien und rückte damit die Welt der Antike, im besonderen die Ereignisse des Trojanischen Krieges, wie sie in dem gewaltigen Epos „Ilias“ des großen griechischen Dichters Homer geschildert werden, in das Bewußtsein einer breiteren Öffentlichkeit.

In seinem Ende 1883 abgeschlossenen Buch „TROJA. Ergebnisse meiner neuesten Ausgrabungen auf der Baustelle von Troja, in den Heldengräbern, Bunarbaschi und anderen Orten der Troas im Jahre 1882“ (F. A. Brockhaus, Leipzig, 1884) hat der inzwischen zum Ehrendoktor der berühmten englischen Universität Oxford ernannte Autodidakt Schliemann den reichen Ertrag der dritten Grabungskampagne in der Ebene von Troas ausgebreitet und damit einen Höhepunkt seines ungewöhnlichen Lebens markiert, das ihn nach abgebrochener Schulzeit am Carolinum Neustrelitz in die Kaufmannslehre nach Fürstenberg/Mecklenburg, von da nach Amsterdam, Petersburg, Sacramento (Kalifornien) und schließlich in seine seelische Wahlheimat nach Athen brachte. Sein in risikoreichen kaufmännischen Transaktionen erworbenes enormes Vermögen steckte er in die Ausgrabungen in Kleinasien, auf Kreta und dem griechischen Festland, nämlich Mykene und Tiryns. Indem er sich für den letzten Abschnitt der fachmännischen Unterstützung der Architekten Wilhelm Dörpfeld und Joseph Höfler für seine Unternehmungen versicherte, wurde er zum Schrittmacher einer wissenschaftlich fundierten neuen Ausgrabungstechnik, die uns den ganzen Reichtum der alten Kulturen als Wiege unserer eigenen kulturellen Entwicklung erschlossen hat.

Am Dreikönigstag (6. Januar) des Jahres 1822 in dem mecklenburgischen Städtchen Neubukow als Sohn eines in bescheidenen Verhältnissen lebenden Landpfarrers geboren, der schon bald darauf die Stelle als Pfarrer in Ankershagen – nahe dem Müritzsee zwischen Waren und Penzlin gelegen – antrat, verlebte der kleine Heinrich seine Kindheit bis zu seinem neunten Lebensjahr im Pfarrhaus zu Ankershagen. Dort wurde auch sein Gemüt geprägt und die kindliche Phantasie durch Sage und Überlieferung angeregt. Ein Hünengrab in der Nähe und das Grab eines im Volksmund noch lebendigen Raubritters, der diese Gegend unsicher gemacht hatte, beschäftigten seinen lebhaften kindlichen Geist. Und als gar der Vater ihn zum erstenmal mit den griechischen Heldenepen des großen antiken Dichters Homer bekannt machte, war er davon so angetan, daß er spontan äußerte, von dem Schauplatz der großen Kämpfe zwischen Griechen und Trojanern müßten doch Überreste vorhanden und zu finden sein. Diese erste Begegnung mit den Mythen des Altertums sollte für sein ganzes Leben bestimmend werden, das doch wahrlich mit aufregenden Begebenheiten und Erlebnissen ganz anderer Art randvoll gefüllt war. In einer der zahlreichen Lebensbeschreibungen Heinrich Schliemann heißt es: Der Spaten für die späteren Ausgrabungen in der Welt der Antike wurde in Ankershagen geschmiedet.

### Lehrjahre – weg vom Ideal

Mit neun Jahren – der Vater war als Pfarrer entlassen worden – nahm ihn sein Onkel Friedrich Schliemann in Kalkhorst bei Neustrelitz auf und ermöglichte ihm den Besuch des Carolinum, einer angesehenen Schule, die von Herzog Carl von Mecklenburg-Strelitz, dem Vater der späteren preußischen Königin Luise, gegründet worden war. Aber auch hier konnte



Heinrich Schliemann,  
der wohl bedeutendste  
deutsche Altertumsforscher.

er wegen Mangels an Mitteln nur bis zur Erreichung der Sekundareife bleiben. So wurde sein jugendlicher Schwung, schon auf der Schule und beim Studium die alten Sprachen zu lernen und sich die Überlieferungen der Antike anzueignen, jäh unterbrochen. An allen wichtigen Abschnitten seines späteren erfolgreichen Kaufmannslebens hat er immer wieder diesen Wunsch verspürt und war mehr als einmal versucht, aus dem Gewühl der Geschäfte und Spekulationen auszubrechen und in seine alte, unvergessene mecklenburgische Heimat zurückzukehren. Auch an seiner ersten Kindheitsliebe, Minna Meincke, der Tochter eines benachbarten Gutspächters, hat er während seines Aufstiegs als Kaufmann 16 Jahre hindurch festgehalten – bis es zu spät war, und die Angebetete nach langem Warten einem anderen Manne angetraut worden war. Dies war – das sei hier vorweggenommen – für den damals gerade aus Amerika zurückgekehrten und reich gewordenen Kaufmann ein Schlag, den er im ersten Schmerz nicht verwinden zu können glaubte.

Mit 14 Jahren mußte er das Carolinum verlassen und eine Kaufmannslehre in Fürstenberg – unweit von Neustrelitz – antreten. Dort begegnete ihm wieder ein Mensch, der ihm in der tristen Welt des Krämerlebens die großen Begebenheiten der klassischen Antike nahebrachte: Ein Müllerbursche und verkrachter Student, der angeheitert in den Laden kam, deklamierte vor dem nicht wenig erstaunten Lehrling an die 100 Verse aus der „ILIAS“ des Homer, die jener zwar in ihrem Wortlaut nicht verstand, die ihn aber dessenungeachtet mit ihrem Wohlklang und ihrem Pathos so begeisterten, daß er von neuem den Anruf der großen Welt der Antike vernahm.

## Rückschläge und Erfolge

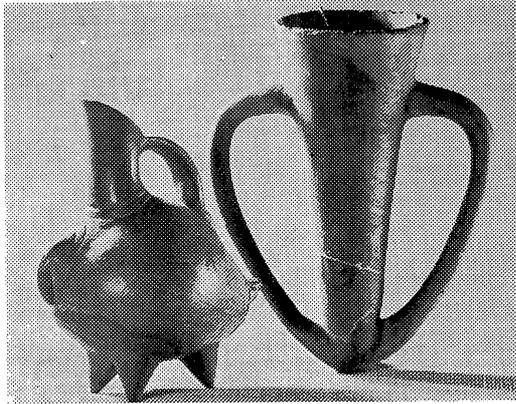
Von nun an verläuft sein Leben wie ein Erfolgsroman, mit Höhen und Tiefen, mit Enttäuschungen und ungeahnten Aufschwüngen – immer wieder unterbrochen von Fährnissen und schier ungläublicher Errettung. Mit 19 Jahren mußte er die in Fürstenberg ausgeübte Tätigkeit aufgeben, nachdem ihn ein Blutsturz in der Lunge niedergestreckt hatte.

Über Rostock gelangt er nach Hamburg, wo er durch einen Zufall dem Schiffsmakler Wendt begegnet, der seine Mutter gekannt hatte, und der ihm nun zu einer Überfahrt nach Amerika verhilft. Aber auch die wird durch einen Schiffbruch vor der holländischen Insel Texel zunichte gemacht. Das kann die Lebensfahrt unseres jungen Kaufmanns zwar umlenken, doch nicht entscheidend aufhalten.

Nach untergeordneter Bürotätigkeit bei der Firma F. C. Quien in Amsterdam erreicht er mittels intensiver Sprachstudien in Englisch, Französisch sowie Spanisch und Russisch eine Anstellung als Korrespondent bei dem Handelshaus B. H. Schröder & Co. mit Sitz in Amsterdam, London und Hamburg und kann vor allem mit seinen Russisch-Kenntnissen den weiteren Weg zum erfolgreichen Kaufmann beschreiten.

1842 begann er in dem Handelshaus Schröder, und schon 1847 sehen wir ihn, der sich inzwischen selbständig gemacht hatte und den Handel – insbesondere mit dem begehrten Farbstoff Indigo – auf eigene Rechnung betrieb, als Großkaufmann der Ersten Gilde in St. Petersburg, wozu dann im Jahre 1852 noch eine Filiale in Moskau kam. 1850 unternahm er eine Reise nach Kalifornien, wo sein jüngerer Bruder Ludwig verstorben war. Und obgleich dessen Kompagnon das gemeinsame Vermögen vertan hatte, gelang es Heinrich Schliemann, mit dem kleinen verbliebenen Rest und glücklichen Spekulationen in Gold in der Schatzgräberstadt Sacramento in weniger als Jahresfrist auch hier ein beträchtliches Vermögen zu sammeln. Und zu allem wurde er später rückwirkend mit dem Tage des Beitritts Kaliforniens zu den Vereinigten Staaten auch noch Bürger der USA. Unter großen Strapazen und nach einer heftigen fiebrigen Erkrankung kehrte er 1851 nach Europa zurück. Auch jetzt wieder trug er sich mit dem Gedanken, in sein geliebtes Mecklenburg zurückzukehren, um den zweiten Lebensabschnitt in äußerer Ruhe und innerer Zufriedenheit zu verleben. Aber die Tatsache, daß seine Kindheitsliebe, Minna Meincke, nach mehr als 15jährigem Warten geheiratet hatte, mag den Anstoß gegeben haben, nun in Rußland einen Ehepartner zu suchen und das Leben eines reichen Kaufmanns und angesehenen Bürgers zu führen. Das häusliche Glück aber wollte auch damit bei ihm nicht einkehren. Andererseits hätte sein rastloses Wesen wohl auch die Beschaulichkeit einer materiell gesicherten Existenz im beschränkten Umkreis kaum gelitten.

Die folgenden Jahre bringen ihm noch größere Erfolge im Handel mit Indigo, amerikanischer Baumwolle und Salpeter. Der Krimkrieg begünstigt seine Geschäfte und verschafft ihm außerordentliche Gewinne. Zugleich wächst in ihm das Verlangen, seine Bildung zu vervollkommen. So erlernt er zusätzlich zu den für das Geschäft nützlichen Sprachen (Polnisch, Schwedisch und Dänisch) nun systematisch Latein und Altgriechisch, dazu noch Hebräisch. Er unternimmt als Bildungsreise im wahrsten Sinne eine Orientreise nach Ägypten, Palästina und Syrien und eignet sich auch noch die arabische Sprache an. Zum Schluß hatte er nach einer von ihm selbst entwickelten Methode über 20 Sprachen erlernt. In seinem ganzen Zuschnitt ist er inzwischen ein Weltbürger geworden. Mit innerer Ergriffenheit steht er vor den erhabenen Denkmälern des Altertums: den ägyptischen Pyramiden, den Ruinen von Palmyra, den Felsenpalästen von Petra, den Tempelruinen von Baalbek, der Altstadt von Damaskus und vielen anderen Zeugen einer großen Vergangenheit. Und diese Begegnung – lange vorherbestimmt in seiner Kindheit – mag ihn beflügelt haben, die frühen Eindrücke von der heroischen Geschichte der alten Kulturvölker aufs Neue zu beleben und seinen Vorstellungen von Größe und Erhabenheit der Menschheitsgeschichte zur Wirklichkeit zu verhelfen.



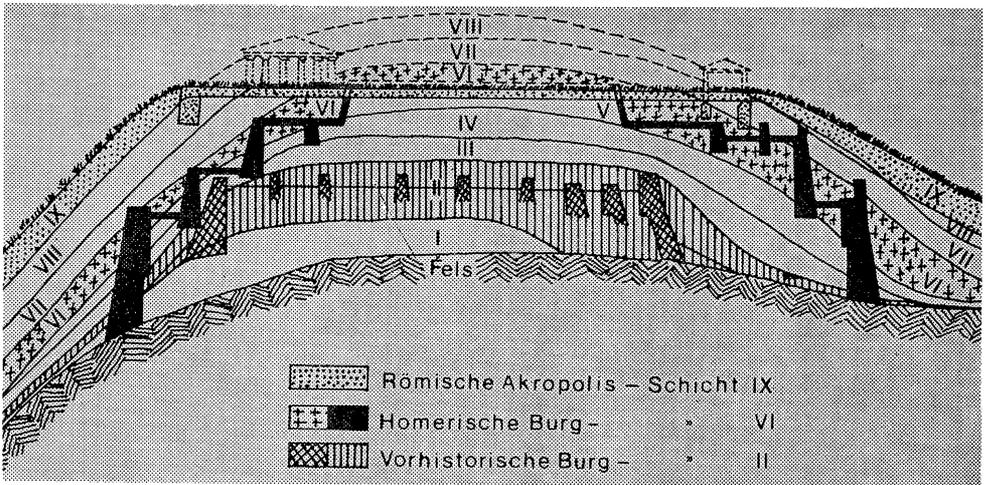
Gefäße der westanatolischen Kupferzeitkultur aus Troja  
(2600 – 2400 v. Chr.).

Finanziell war er jetzt so frei und unabhängig wie nur ein Mensch es sein konnte. Nun ging er daran, seine in der Jugend versäumte Bildung und sein begrenztes theoretisches Wissen in einer einmaligen Energieleistung nachzuholen und im umfassenden Sinne zu erweitern. Nach einer Weltreise in den Jahren 1864–66 und Studienaufenthalt in Paris, die der Altertumswissenschaft gewidmet waren, beginnt er 1870 die erste Probegrabung am Hügel von Hissarlik, das er in wörtlicher Auslegung der Dichtung Homers als das Troja der antiken Geschichte anspricht, und erlernt auch noch die türkische Sprache. Es folgt die erste große Ausgrabungskampagne in den Jahren 1871–73, an deren Ende und zugleich als deren Höhepunkt die Entdeckung des großen Goldschatzes steht, „Schatz des Priamos“ genannt, obwohl man seit fast 100 Jahren wußte, daß er aus einer ganz anderen Schicht und Epoche der Frühgeschichte stammt als aus dem Troja des Priamos. Durch diesen sensationellen Fund aber wurde Schliemann mit einem Schlage bekannt. Zudem trug ihm das heimliche Fortschaffen nach Griechenland noch einen fast zwei Jahre währenden Prozeß ein, den er schließlich mit einer großzügig bemessenen Spende an die türkischen Museen gütlich beilegte.

### Dem Ziel entgegen

Jetzt hat Schliemann die Gewißheit gewonnen, daß er auf dem richtigen Wege ist. Es folgt eine Versuchsgrabung in Mykene, der Burg des Achäerkönigs Agamemnon, Oberbefehlshaber des griechischen Expeditionsheeres vor Troja. Eine zweite Grabungskampagne in Troja und der umliegenden Landschaft, der Troas, schließt sich an. Dieses Mal ist sein Freund der große Arzt und Anthropologe Rudolf Virchow, mit von der Partie, der aus einigen Gräberfunden wichtige Schlüsse über die Bevölkerung der antiken Regionen und deren ethnische Zuordnung ziehen kann. Er ist es auch, der in seinem Vorwort zu dem Buch „ILIOS, Stadt und Land der Trojaner“, – das übrigens die Autobiographie Schliemanns enthält – nunmehr feststellt: „Jetzt ist aus dem Schatzgräber ein gelehrter Mann geworden, der seine Erfahrungen in langem und ernstem Studium mit den Aufzeichnungen der Historiker und Geographen, mit den sagenhaften Überlieferungen der Dichter und Mythologen verglichen hat.“ Im gleichen Jahr (1881), in welchem diese grundlegende Veröffentlichung erscheint, schenkt Heinrich Schliemann die ihm gehörenden trojanischen Altertümer dem deutschen Volk und wird Ehrenbürger der Reichshauptstadt Berlin.

Die dritte Grabungskampagne (1882), an der nun der Berliner Architekt Wilhelm Dörpfeld – dieser hatte gerade seine Ausgrabungstätigkeit in Olympia, dem Austragungsort



Schnitt durch die Burg von Troja, deren Überreste von Schliemann ausgegraben wurden.

der altgriechischen olympischen Spiele, beendet – und der Österreicher Joseph Höfler maßgeblich mitwirkten, brachte mit der Erkenntnis, daß die früheren Annahmen über die Lage der Stadt Troja wissenschaftlicher Prüfung nicht standhielten, auch die schönsten Ergebnisse für unsere Kenntnis von dem Leben in der Antike. Mit einer systematisch entwickelten Grabungstechnik hatte Schliemann jetzt die Voraussetzungen für künftige entscheidende Erfolge der Archäologie bei der Aufhellung unserer menscheitsgeschichtlichen und kulturellen Vergangenheit geschaffen. In der von Dr. Ernst Meyer herausgegebenen und sachkundig ergänzten Selbstbiographie heißt es hierzu: „So hatte Schliemann mit der Hilfe seiner Architekten aus dem durchwühlten Boden einen neuen Schatz gehoben, der nicht weniger wertvoll war als die goldenen Gefäße des Jahres 1873. Es war ein Schatz, der sich nur auf dem Papiere, in den Plänen darstellte, und doch ein Fund von höchster Bedeutung, wenn man bedenkt, daß durch ihn ein heller Lichtstrahl auf die Bauweise einer Zeit von märchenhaftem Alter fiel.“ Schwierigkeiten und Hindernisse waren auch jetzt immer von neuem zu überwinden, ja schließlich mußte sogar der Botschafter des Deutschen Reiches bei der Hohen Pforte in Konstantinopel, von Radowitz, auf Weisung Bismarcks vom türkischen Sultan eine Sondergenehmigung (Ferman) erwirken, damit Schliemann seine Arbeiten abschließen konnte.

Schliemanns Erfolge auf den anderen Feldern seines Wirkens waren nicht weniger eindrucksvoll: In Mykene gelang ihm die Entdeckung der Schachtgräber, die wichtige Aufschlüsse über die Lebensformen im klassischen Altertum erbrachten, und in Tiryns, dessen Mauern nach alten Überlieferungen von den kyklopischen Riesen errichtet worden waren, konnte er mit seinen Grabungen den Nachweis führen, daß auch hier menschliche Siedlungen und eine hochentwickelte Zivilisation existiert hatten. Zudem hat er die Voraussetzungen dafür geschaffen, in weiteren Grabungen und deren Auswertung die gesellschaftlichen und individuellen Formen menschlichen Lebens zu erhellen, damit zugleich die Kenntnis von unseren eigenen geistigen und kulturellen Urgründen in ungeahnter Weise vermehrend. Es ist wohl Heinrich Schliemanns größter Verdienst, daß er auf der Suche nach der Erfüllung seiner eigenen Bestimmung, dem Anruf aus der Heldenüberlieferung in seiner Kindheit folgend, einen Schatz von unermesslicher Größe gefunden hat, der unsere Welt in höchstem Maße bereicherte. In unerschütterlichem Vertrauen in den Sinn und die Wahrheit uralter Überlieferungen hat er uns den Weg zu den Quellen unserer seelischen und geistigen Existenz gewiesen. So wurde er zum Bahnbrecher und Fackelträger für das Verständnis unserer eigenen Welt, und auch zum Pionier der modernen Archäologie. Als er 1890 seine

letzte Grabung – wiederum zusammen mit Dörpfeld – durchführte, konnte er sicher nicht ahnen, daß er schon so bald aus dem Leben abberufen werden sollte. Der Tod ereilte ihn auf einer seiner vielen Reisen – diesmal von Paris zurück nach Athen – in Neapel am letzten Weihnachtsfeiertag 1890. Sein Bild strahlt über diesen jähen Abschluß hinaus als ein Beispiel für ein erfülltes Leben. Der große britische Orientologe, Prof. A. H. Sayce, Oxford, hat das in seiner Vorrede zu dem eingangs erwähnten Buch „TROJA“ in diese Worte gefaßt: „Er hat im Studium des klassischen Altertums eine neue Ära eingeführt, er hat in unseren Vorstellungen eine Umwälzung hervorgebracht . . . Dr. Schliemann hat sich in der Tat einen Namen geschaffen, der nie vergessen werden kann.“ Wie könnten wir ihn da wohl vergessen?

Otto E. Heipertz



*Altes Carolinum*

Zeichnung von W. Riefstahl

## Großmama

Eine Erinnerung von Christian Bourjau

Mit unverdrossenem Trab zogen die Pferde den schwarz-gelben Wagen der königlich preußischen Post durch das märkische Land nordwärts. Um die zweite Nachmittagsstunde hatte er den Posthof in der Spandauer Straße verlassen und nun war man, mehrere Pferdewechsel mit ihrem Aufenthalt eingerechnet, schon eine beträchtliche Weile von Berlin unterwegs. Es dunkelte allmählich, und ein der herbstlichen Jahreszeit angemessener Wind hatte sich aufgemacht. Die Landstraße, merklich schlechter geworden, seit man vor einiger Zeit die lediglich durch eines der üblichen Chausseehäuser mit dem Schlagbaum markierte Grenze des benachbarten kleinen Großherzogtums überschritten hatte, führte nunmehr durch dichten Kiefernwald.

Da mußte das kleine Mariechen und die geborene Seydel, seine Mutter, klopfte gegen das Kutschendach, damit der Postillon anhielt. Es war gerade an einer Stelle, wo die Bäume besonders groß und unheimlich zusammenstanden, dazu der kühle Abendwind, als man die Wagentür öffnete. Aber es erhob sich gleichfalls der etwas affektierte junge Herr, welcher bisher seine Zeit damit verbracht hatte, die recht nette Mama zu unterhalten, und half den beiden Damen aus der Tür. Draußen breitete er sogar seinen Mantel auseinander, hinter welchem nun Mariechen geschützt vor dem Wind und den Blicken der Mitreisenden das Nötige erledigte. Dann stieg man wieder in den warmen Wagen zurück, und der Postillon ließ mit einem Knall seiner Peitsche die Pferde anziehen.

Es war schon ganz dunkel, als Neustrelitz endlich erreicht war. Die Öllampen auf dem Hofe der Posthalterei leuchteten stimmungsvoll aber ziemlich trübe, und ihrem Scheine wartete bereits der Kammermusik Greve, um die Frau seines Sohnes Wilhelm und sein Enkelkind abzuholen. Mariechen dachte nun nicht mehr an den Aufenthalt unterwegs, als der freundliche alte Mann jetzt vor ihnen stand und sie begrüßte, derweil der Postschaffner ihm die Reisetaschen herunterreichte. Großvater gefiel Mariechen immer ungemein, denn außer daß er so wunderschön auf seiner Klarinette spielte, konnte er auch herrliche Geschichten erzählen. Der Erzählrang lag überhaupt in der Familie, und Großmama erlag ihm selber schon, als sie noch das kleine Mädchen aus Berlin war, welches am Neustrelitzer Marktplatz die Leute mit Neuigkeiten aus der preußischen Hauptstadt versorgte, so daß gar einmal die auch neugierige Augusta Caroline auf sie aufmerksam wurde, sie zu sich heranziehen ließ und ihrerseits ausfragte. „So so, du bist die Tochter von Willing Grev“, sagte die Großherzogin. Ob Mariechen in der Folgezeit noch weitere Beziehungen zum Hof unterhielt, ist nicht überliefert, jedenfalls wurde Neustrelitz später ebenfalls ihre Residenz, wenn auch nur als Herrscherin eines beschränkten Familienkreises, als Großmama mit Tochter und dem noch sehr kleinen B. hier seßhaft wurde. Das war im Sommer vor dem Beginn des ersten großen Krieges.

Daß Großmama ein stadtbekanntes Original war, die kleine rundliche Dame mit dem streng blickenden Kneifer auf der Nase, von unartigen Straßenjungen zuweilen mit „Mutting Dicksch“ begrüßt, diese Tatsache ist B. eigentlich erst im reiferen Alter aufgegangen. In der allgemeinen Namensgebung der Familie war mit den Jahren aus dem einstigen Mariechen ein Miezechen geworden, jene Verkleinerungsform des berlinischen Kosenamens für Marie. Ihr Enkel fand aber die Anrede Oma doch weitaus passender. Es war damals in der Vulgärsprache auch noch nicht üblich, solcherart jede alte Frau zu benennen, und zur Oma Miezechen zu sagen, hätte man ihm wohl energisch verwehrt. Daß Onkel Conrad sie sogar einmal „kleines Bierfaß“ nannte, erschien ihm wohl sehr ulkig, aber der war als Schelm

bekannt. Überdies tat er es wohlweislich nur brieflich und weil er in Amerika vor ihrem zürnenden Zugriff sicher war.

Was Großmama sonst betraf, so war sie nie gut zu Fuß gewesen, und dieser Zustand verschlechterte sich noch im Laufe der Jahre. Konstant dagegen blieb die Beweglichkeit ihres Geistes, mit welcher sich eine temperamentvolle Diktion und eine ebenso sprechende Mimik verbanden. Für jemand, der sie nicht näher kannte, war es zuweilen schwierig festzustellen, ob ihr elegischer Gesichtsausdruck etwa die wahre Stimmung anzeigte oder umgekehrt eine strahlend lächelnde Miene wirklich einem herzlichen Gefühl für den so Begrüßten entsprach. Machte ihr gar jemand ein Kompliment über ihr gutes Aussehen, pflegte sie, ihr „Pincenez“ abnehmend und putzend, meist nur zu entgegnen: „Ach wissen Sie, ich bin'n Blender.“ Dafür bemühte sie sich und mit Erfolg, in jeder Gesellschaft den Gesprächsmittelpunkt zu bilden. Wenn ein Anwesender eine sie nicht interessierende Sache allzu lange behandelt hatte, schaltete sie sich mit einem kurzen bellenden Räuspern ein und fing an, über etwas zu reden, was sie persönlich mehr beschäftigte. Dieses Räuspern war überhaupt gleichermaßen ein Zeichen zum Aufmerken für ihre Umgebung als auch für sie selbst. Denn wie man von einem befreundeten Regisseur hörte, erfuhr auch im Theater das Bühnenpersonal immer von ihrer Anwesenheit, wenn sie kurz vor dem Aufgehen des Vorhanges oder dem Einsetzen der Overtüre in die erwartungsvolle Stille hinein auf ihre Weise typisch Laut gab. Charakteristisch für Großmama war es ferner, daß sie bei gefühlbetonter Rede in den Dialekt ihrer Geburtsstadt verfiel. Umgekehrt wie viele dort Wohnende, welche bei derartigen Anlässen geradezu pathetisch schriftdeutsch sprechen. Wobei dann allerdings der berlinische Tonfall wiederum von heiter-abschwächender Wirkung ist. So sehr sie ihm auch von der Mutter als Gegenbeispiel hingestellt wurde, imponierte dem Enkel diese Sprache Großmamas doch sehr, und ganz unbewußt wuchs er zu einem guten Teile in diesem mundartlichen Klima auf und noch heute muß er in seiner persönlichen Denksprache jene ausgeprägt besondere Ausdrucksweise feststellen.

Man wohnte in demselben alten geräumigen Hause in der Tiergartenstraße, die Mutter mit dem Sohn in der ersten Etage, Großmama im Hochparterre. So hatte sie es frühzeitig übernommen, die Schularbeiten des Enkels zu überwachen, und dieses autoritäre Verhalten sollte bis in die Tertia andauern. Dann waren allmählich ihre geistigen Hilfsquellen erschöpft und vor allem für die schreckliche Mathematik mußte anderweitig nach Unterstützung gesucht werden. Freilich hatte die Zusammenarbeit mit Großmama ihre Probleme. So meinte sie, daß man in der Schule nur zufrieden wäre, wenn die Schüler ihr ganzes Pensum wörtlich auswendig lernten. Da B. nun aber möglichst viel vom Nachmittag retten wollte, beschränkte er sich darauf, jeweils nur einen Absatz vor ihr zu deklamieren. Sie verstünde nicht, sagte Großmama dann, daß man immer so wenig aufgabe. Wie sie ihre altertümliche Aussprache des Englischen für einzig richtig hielt, war sie auch nicht davon abzubringen, das Lateinische italienisch auszusprechen. Gleichwohl fand er, daß dies der etwas trockenen Sprache einen eigenen Reiz verlieh.

Am schönsten aber war es doch, wenn Großmama aus ihrer Jugendzeit zu erzählen hatte. Wachen und kritischen Geistes schon als kleines Mädchen, hatte Mariechen einmal zu alten Köchin, welche den bescherenden Weihnachtsmann spielen mußte, ungerührt gesagt: „Aujuste, Du Schafkopp, det bist Du ja!“ Wobei im Zweifel blieb, ob sie schon nicht mehr an diese Kindheitsgestalt glaubte oder nur die gute Auguste als Darstellerin mißbilligte.

Einmal aber ging es ein wenig dramatisch zu in ihrem jungen Leben. Das war zu der Zeit, als ein Raubmörder namens Sternickel in Berlin sein Unwesen trieb. Die Polizei hatte im Signalement des flüchtigen Verbrechers unter anderem als auffällig angegeben, daß er grünplüschene „Pariser“, wie auf berlinisch die Pantoffeln genannt wurden, an den Füßen trüge. Eines dämmerigen Abends nun klingelt es an der Wohnungstür und dem öffnenden Mariechen steht ein Mann mit dieser suspekten Fußbekleidung gegenüber. Sie schlägt dem sichtlich Verdutzten die Tür vor der Nase zu und läuft mit dem Schreckensruf: „Sternickel, Sternickel!“ durch den langen Korridor ins Vorderzimmer zurück. Doch wie sich nachher

herausstellte, war es gottlob nur einer, der das Flaschenbier brachte und ganz absichtslos dem grünbeschuhnten Unhold glich.

Häufig saß Großmama im zur Straße gelegenen Vorderzimmer und vertrieb sich die Zeit an ihrem „Spion“. Das war ein früher sehr gebräuchliches Gerät, welches aus zwei kleinen rechtwinklig zueinander stehenden Spiegeln bestand. Vor einem Fenster, besonders von Parterrewohnungen angebracht, ermöglichte es dem dahinter Sitzenden, von draußen ungesehen am Leben und Treiben straßauf, straßab teilzuhaben. Da waren es in früheren Zeiten die vielen Kutschen, welche hohe Herrschaften vom Schlosse zum Bahnhof und zurück brachten und auch später noch die Gäste des nebenan gelegenen Hotels Stübinger mit ihrer Ankunft und Abreise.

Eines Tages erschien damals im „Berliner Lokalanzeiger“, den man auch in Neustrelitz gerne las, ein Artikel im Unterhaltungsteil, der sich in launiger Form dieser Spione, die bereits nur noch in kleinen Städten anzutreffen waren, publizistisch annahm. Da kurze Zeit vorher der Feuilletonist des besagten Blattes bei Stübinger logiert hatte, nahm man in der Familie nicht ohne Grund an, daß Großmama den Zeitungsmann inspiriert hatte. Da sie selber aber auf die „Morgenpost“ abonniert war, einem in mehrerer Beziehung parallelen Presseorgan übrigens, kam sie erst dahinter, als ihre Umgebung schon ihren Spaß gehabt hatte.

Die Beobachtertätigkeit am Fenster übte sie im wesentlichen nur vom späten Frühling bis in den frühen Herbst hinein aus. Die anderen Jahresdrittel dagegen verbrachte sie in einem kleinen behaglichen Zimmer, welches zur Hofseite gelegen war. Zeitweilig leistete ihr dabei ein zutraulicher lohfarbener Kater mit Namen „Felix“ Gesellschaft. Von diesem ist sonst nicht viel zu berichten, außer daß er eines Tages zum großen Kummer Großmamas verschwand und nicht wiederkehrte. Es mag sein, daß ihn ein unerklärlicher Wandertrieb erfaßt hatte oder wahrscheinlicher, daß er von ruchloser Hand gefangen und seines schönen Felles wegen ins Jenseits geschickt wurde.

Da bot das Vorderzimmer, in dem sich Großmama wie gesagt zur Sommerszeit aufhielt, ungleich Erwähnenswerteres. Es enthielt nämlich eine stilechte Biedermeiereinrichtung. Mit dem charakteristischen ovalen Tisch, den Stühlen, dem Sofa, in geschweiften Linien und mit schwarz-grün gestreiftem Rips bezogen. Über dem Sofa hing neben anderen kleinen Familienbildern in einem runden Messingrahmen die Daguerreotypie „Urvaters“, des alten, merkwürdigerweise recht streng blickenden Hofmusikus. Er war auf diesem antiken Photo nur noch matt zu erkennen, also im doppelten Sinne „verblichen“. Einen Blickfang bildete die in einer Ecke stehende Servante, ein halbhohe Schränkchen mit verglasten Wänden, in dem altes Porzellan und allerlei Erinnerungsstücke zu sehen waren. Als ausgesprochene Rarität galt eine zierliche mit Blumen bemalte Tasse, das Werk eines gewissen Mister O'Brien, des letzten britischen Gouverneurs der Insel Helgoland. Wie Großmama in ihren Besitz kam, weiß B. nicht mehr, aber allem Anschein nach hatten Mr. O'Brien die Amtsgeschäfte im Dienste seiner Königin genügend Zeit für eine so musische Beschäftigung gelassen, wie es das Bemalen von Porzellantassen war. Der Servante gegenüber befand sich noch ein harfig klingendes altes Klavier im Zimmer, dessen von einem lyraförmigen Holzkörper umschlossenes Inneres durch gefältete verschossene grüne Seide verdeckt war. Als Großmama älter wurde, verlor sie die Lust an ihrem gelegentlichen Musizieren und eine sogenannte Kasseler Kommode nahm den Platz des Instrumentes ein. In diesem barocken Möbelstück mit seinen drei hohen Schubladen verwahrte sie alle für sie wichtigen Dinge, wie Wäsche, Hüte, dazu ihren berühmten Skunkspelzkragen, in dem das ursprüngliche Tier gewissermaßen zweidimensional fortlebte, mit vier Tatzenresten, dem flachpräparierten Kopf mit den Glasaugen und darunter der metallenen Klammer, mit der es sich selbst in den Schwanz beißen konnte. Außerdem existierte darin noch ein umfänglicher Holzkasten mit Briefen und Photographien, die „Gefühlsremise“, wie er in der Verwandtschaft hieß. Es waren aber nicht nur Familienbilder darin, auch längst vergangene Größen der Berliner Bühnen wurden bei passenden Anlässen hervorgeholt, üppig-busige Damen und Herren mit gewaltigen Bärten

und häufig Zwickern auf der Nase. „Ach, war das ein schöner Mann“, konnte Großmama noch nachträglich schwärmen. Etwas entschieden Anmutigeres hing dagegen in einem breiten Goldschnörkelrahmen über der Kommode: das Hüftporträt einer ein wenig zur Fülle neigenden, aber trotzdem hübsch anzusehenden Dame in schwarzer Kostümjacke nach der Mode der neunziger Jahre, mit einer Rose zwischen den Knöpfen und einem goldenen Halsmedaillon. Es stammte von Franz Skarbina, einem einstmal bekannten Berliner Maler, und stellte Großmama als junge Frau dar. Zeitlebens gehörte das Interesse am Dasein, wie schon gesagt, zu ihren markanten Eigenschaften, und bis in ihr hohes Alter die Freude an guter Speise und frischem Trank, was letztlich ebenfalls zu ihren allmählich auftretenden körperlichen Beschwerden beigetragen haben mochte. „Ach Kinder, und wenns mein Tod ist, es hat mir wieder gar zu köstlich geschmeckt“, pflegte sie öfters nach einem reichlich genossenen Mahle zu sagen und durch ein verstohlenes Aufstoßen zu bekräftigen.

Im Laufe der Jahre wurde es dann einsamer um Großmama, denn die Eltern hatten ein eigenes Haus weiter draußen bezogen. Wohl sah die Mutter wie früher täglich bei ihr vorbei und Großmama ihrerseits wurde häufig zu Besuch heraus und wieder stadtwärts gefahren, aber die Familienbande waren doch, wie man so sagt, loser geworden. Auch B. hatte dann geheiratet und wohnte in einer entfernten Stadt. Ab und zu besuchte sie noch der Doktor Überhuber. Ursprünglich Großmamas behandelnder Arzt, hatte er sich mit der Zeit zu einem freundschaftlichen Besucher gewandelt, weil auf medizinischem Gebiete der alten Dame kaum noch beizukommen war. Kannte sie doch nahezu alle für sie in Frage stehenden Medikamente und deren für sie meist vergebliche Wirkung, mochte diese sogar Jahrzehnte zurückliegen. Der gute Doktor liquidierte kein Honorar für seine Visiten, sondern ließ Großmama auf diese Weise am Zeitgeschehen teilhaben und genoß selber dabei einen für ihn sicherlich amüsanten Umgang.

Die letzte intensivere Beschäftigung, der sich Großmama mit der ihr eigenen geistigen Regsamkeit hingab, war die Abfassung ihres Testamentes. Zwei Jahre vor ihrem Ableben begann sie damit und sie hatte es in diesem Zeitraum auf gleichfalls zwei komplette letztwillige Verfügungen mit insgesamt elf Nachträgen gebracht, die sich teilweise ergänzten oder größtenteils wieder aufhoben und später den Erben der keineswegs zahlreichen Güter das abwechslungsreiche Bild ihrer sich stetig ändernden verwandtschaftlichen Gefühle boten. Die schrulligste und vom künstlerischen Standpunkt aus zu verwerfende testamentarische Bestimmung war, das Bild von Franz Skarbina zu vernichten. Was nicht verhindert zu haben, B. sich heute noch nicht verzeihen kann.

Wenn Großmama sich nicht von einer auch bejahrten Frau im Rollstuhl spazierenfahren ließ, saß sie in ihrem Zimmer, das zu Abend schon längst nicht mehr von der grünen Glaskuppel der petroleumgespeisten Moderateurlampe, sondern von einer äußerst geschmacklosen elektrischen Leuchte erhellt wurde, und schrieb mit spitzer Feder dann und wann in ihrem Tagebuch. So traf sie der Enkel bei seinem letzten Besuch noch eines Sommers an. Es war dann im Sommer des folgenden Jahres, bevor der zweite große Krieg sich ebenfalls zum zweiten Male jährte, daß sie Neustrelitz wieder und die Welt verließ. B. blieb es vorbehalten, ihr einen letzten Liebesdienst zu erweisen. Wie es die Vorschrift wollte, begleitete er ihren Sarg auf der Überführungsfahrt zum Krematorium in Fürstenberg. Später dann kam ihre Asche auf einem Berliner Friedhof bei ihren Eltern zur Ruhe.

## Rückblick auf das Landestheater

Das alte höfische Theater in Neustrelitz fiel im Jahre 1924 einem Feuer zum Opfer und wurde total vernichtet. Man begann mit dem Wiederaufbau des nun neuen Landestheaters und am 1. Oktober 1928 wurde es mit der ersten Spielzeit eröffnet.

Der damalige erste Intendant Paul von Bongartz hatte zuvor die Mitglieder des Ensembles von überall engagiert, im wesentlichen jüngere Kräfte. Das war ein großer Vorteil, denn diese jungen Leute gingen voller Enthusiasmus an ihre Arbeit.

Ich selbst war damals 21 Jahre alt und kam als 1. Pauker von der Musikhochschule Berlin nach Neustrelitz. Obwohl nur 28 Mitglieder stark, war das Theaterorchester vorzüglich.

Aus der alten Zeit, d. h. aus der Zeit vor dem Brande, wurden noch 3 Kollegen übernommen. Da wäre zu nennen der Flötist Guhl auch „Fleutenguhl“ genannt. Er war ein tüchtiger routinierter Musiker und war auch der erste Orchestervorstand, da er die Verhältnisse in Neustrelitz besser kannte als wir Neulinge. Sein bekanntestes Merkmal: er hatte 10 Kinder und war dadurch so populär, daß er einst eine Postkarte aus dem Ausland richtig zugestellt bekam mit der Anschrift: „An Fleutenguhl mit sine ten Kinners, Nigenstrelitz!“

Der zweite ältere Herr war ein Violinist, Tomasini. Er zehrte von dem Ruhm eines italienischen Vorfahren, den der Großherzog einst als Konzertmeister an das Theater engagierte. Von diesem Vorfahren besaß er eine wundervolle Amati, wo mag die Geige geblieben sein? Der Dritte war Kollege Schiet, ein reizender und uns Jüngeren gegenüber wohlwollender Freund.

Kapellmeister waren Julius Ehrlich, der später nach Rußland ging, Bernhard Conz, den sein Weg über Nürnberg nach Bielefeld führte und Bernd Czellitzer als Korrepetitor. Dieser konnte zwar keinen Takt schlagen, war aber trotzdem ein Phänomen: er konnte eine zweistimmige Melodie produzieren, indem er die erste Stimme piffte und die zweite dazu summete. Versuche das mal jemand!

Trotz aller ernsten Arbeit kommen in einem Theater Dinge vor, die der Zuhörer oder Zuschauer kaum mitbekommt: Da spielten wir ein Drama von Strindberg. Mitten im Spiel rissen dem Hauptakteur die Hosenträger (oder hatte ihm ein Kollege gar einen Schabernack gespielt?). Unter krampfartigen Bewegungen mußte er immerzu seine Hose am Bund in die Höhe ziehen, und er durfte bei alledem seinen dramatischen Text nicht vergessen. Nach dem Applaus, den er dann erhielt, hielt ihn das Publikum vermutlich für ein schauspielerisches Genie. Einst stand der Fliegende Holländer von Richard Wagner auf dem Programm: Die Ouverture war beendet, der Vorhang hob sich. Man hörte ein staunendes Aah aus dem Auditorium. Wallende Nebel, auf der linken Bühnenseite eine wild zerklüftete Küste, rechts das Vorderkastell einer Hansekogge mit Mast. Der Rest des Schiffes ging nahtlos in einen gemalten Teil über. Auf dem Kastell steht der Sänger, der Fliegende Holländer, und beginnt:

„Durch Gewitter und Sturm,“

Krrrr macht der Mast und neigt sich etwas

„auf fremdem Meer“

Krrrr macht der Mast und neigt sich weiter,

„Ach lieber Südwind“

Krrrr macht der Mast zum dritten Male, neigt sich noch mehr, der Sänger kann gerade noch verstört zur Seite springen und rummms fällt der Mast um – anschließend fällt der Vorhang. Der erste Teil der Oper war vorbei. Man hörte eifriges Zimmern und Klopfen der „Klabautermänner“ hinter dem Vorhang. Nach geraumer Zeit fing die Musik wieder an, der Vorhang hob sich, alles war auf der Bühne, als sei nichts geschehen:

„Durch Gewitter und Sturm auf fremdem Meer!“

Stichwort: Eine Operette lief, ich weiß nicht mehr den Titel nach nunmehr 50 Jahren. Jedenfalls hatten Held und Heldin ihren Sprechtext beendet und gaben mit ihrem Stichwort das Zeichen, der Kapellmeister möge mit der Musik beginnen. „Liebst Du mich auch?“ – „Ich liebe Dich!“ – Nichts – Beide schauen erwartungsvoll zum Dirigenten, sie wollen ja mit ihrem Duett beginnen, – nichts – Sie treten an die Rampe: „Liebst Du mich auch?“ – „Ich liebe Dich! !!“ Das Publikum beginnt sich zu amüsieren. So eine Operette ist doch recht vergnüglich. Nun versuchen es die Akteure mit romantischen Gefühlen: „Liebst Du mich auch?“ – „Ich lüübe Dich!“ Jetzt endlich zuckt der Dirigent zusammen, hebt den Taktstock, Musik ertönt und jubelnder Applaus belohnt das beginnende Duett.

Ich weiß nicht, ob ich noch mehr aus der Schule plaudern darf? Da hatten wir ein modernes Sinfoniekonzert. Ich spielte meinen Part, er paßte oder paßte auch nicht, und war dann damit fertig. Das übrige Orchester spielte jedoch munter weiter. Da merkte ich als einziger, daß ich das Stück aus dem zweiten Teil zuerst gespielt hatte. Immerhin der Dirigent merkte nichts, dem Publikum fiel nichts auf, so war ich der Einzige, der des Malheurs offenkundig wurde, moderne Musik!

Peterchens Mondfahrt: Fest bei der Königin der Nacht: Der Wassermann, er trug einen grünen Froschanzug, hatte als Sitzplatz eine Sitzbadewanne. Diese hatte ihm jemand heimlich mit Wasser gefüllt. So mußte der arme Kerl 20 Minuten im Wasser sitzen und sein Po war tatsächlich nach der Vorstellung grün gefärbt. Der Maikäfer mußte auf dem Rücken liegen. Ein Käfer kann sich bekanntlich nicht aufrichten. Das machte sich der Regenfritze, der als Zeichen seiner Würde eine Wasserspritze trug, zunutze. Er füllte seine Spritze aus der Sitzbadewanne und träufelte das Wasser dem Maikäfer genüßlich aufs Gesicht. Immer wieder, immer wieder, und der arme Maikäfer wand sich wie eine Schlange, aber pflichtgetreu, dem Text nach, hatte er auf dem Rücken liegen zu bleiben.

Doch will ich jetzt schließen, sonst kommt noch mehr ans Tageslicht. Ich hoffe, der Leser hat hier einiges Vergnügen empfunden.

Gerassimos Argerinos

## Laudatio

### für Frau Gertrud Bergmann, Berlin zur Verleihung des Mecklenburger Kulturpreises 1982

Mit Gertrud Bergmann erhält zum erstenmal – endlich – ein bildender Künstler den Mecklenburger Kulturpreis, und zum erstenmal ist es auch eine Frau, die so öffentlich ausgezeichnet und geehrt wird.

Beides halte ich für ebenso bemerkenswert, wie es eigentlich selbstverständlich sein sollte – wenn wie hier ein Mensch, ein Künstler und sein Werk gewürdigt werden, in dem sich mecklenburgische Tugenden, wenn es denn solche gibt, in unverwechselbarer Ausprägung – vereinen: Beharrlichkeit und Bescheidenheit, Tüchtigkeit und Fleiß, gepaart mit jenem Humor, der eher versteckt als aufdringlich sich nur dem erschließt, der sich Zeit und Muße nimmt, ihm zu begegnen.

Man muß am besten wohl dem Menschen Gertrud Bergmann dort gegenübertreten, wo er ganz zu Hause ist; in Heim und Atelier in Berlin, in der Kaiserallee, inmitten ihrer kleinen und großen Geschöpfe, ihren Kindern und Tieren – und mit ihr hinabsteigen in den großen Keller des typisch Berliner Hauses, einer riesigen Mönchszelle eher ähnlich als dem Arbeitsplatz einer schaffenden Künstlerin: Karger noch und unwirtlicher als der asketische Raum des großen Romantikers Caspar David Friedrich, wie wir ihn kennen vom Bildnis unseres Landsmannes Georg Friedrich Kersting.

Nein, hier ist nichts nach außen gestellt und nichts auf Repräsentation veranstaltet – hier schafft eine Frau, abgeschieden von aller Umwelt, ganz auf sich und ihre Arbeit konzentriert. Und wenn sie dann dem Besucher ihr im Werden begriffenes Werk zeigt: einen überlebensgroßen Berliner „Spreekieker“, dann mag man sich fragen, wie denn diese zierliche Frau das zuwege bringt – rein physisch und psychisch: die vielen Zentner Gips, das Gerüst zum Halten, das Arbeiten am Detail mit dem unhandlichen Werkzeug und Material – ganz allein . . .

Diese Kraft, diese Kraft im äußeren Tun und diese Kraft im Innern ist es, die ich bewundere und die Selbstverständlichkeit, mit der sie aufgebracht wird, immer wieder.

Und dann die kleinen Figuren im oberirdischen Atelier, eng und beengt durch die vielen, die im Werden sich miteinander vertragen auf engem Raum; liebenswerte Geschöpfe, liebevoll beobachtetes und wiedergegebenes Heranwachsen in Selbstvergessenheit, beim Spiel, beim Tanz – Menschlichkeit, die unter den Händen einer Frau entsteht, getreu dem Wort des Mannes, dessen Vorbild entscheidenden Anstoß zum eigenen Tun gegeben hat, unbewußt und darum nicht weniger eindringlich, so daß es sich gegen elterlichen Willen durchsetzte: Ernst Barlach. Sein Wort: „Kunst ist für mich eine Sache allertiefster Menschlichkeit“ kann auch für das Schaffen Gertrud Bergmanns gelten.

In ihren Medaillen und Plaketten auf bedeutende Gestalten – zu ihnen gehören Humboldt und Goethe, Hauptmann und Reuter, die Brüder Grimm und Dante u. v. a. wird dies ganz besonders spürbar. In der subtilen Gestaltung der feinen, empfindsamen Oberfläche zeigt sich das Einfühlungsvermögen der Künstlerin im Sehen und Gestalten. Diese Arbeiten gehören ohne jeden Zweifel zu dem Schönsten, das auf diesem Gebiet zur Zeit geschaffen wird.

Gertrud Bergmann ist Mecklenburgerin, geboren in Schwerin als Tochter des Rentmeisters Günther Bergmann. Auf der Festung Dömitz, dem neuen Dienort des Vaters, verlebte

sie 5 Jahre. Die Erzählungen der Eltern über Reuters Dömitzer Festungszeit, die gewaltigen Mauern der alten Festung selbst und die der elterlichen Wohnung wirkten stark auf das empfängliche Gemüt des Mädchens. Der Berufsweg des Vaters führte die Familie nach Güstrow und nach Rostock. Güstrow zählte in jenen berühmt-berühmten 20iger Jahren rund 28 000 Einwohner; die Bergmann-Kinder besuchten dort das Realgymnasium (2 Brüder) und das Lyzeum (Gertrud). Den älteren Bruder Paul Friedrich verband übrigens eine feste Freundschaft mit seinem Mitschüler Karl Christian Klasen, den so früh verstorbenen Maler der mecklenburgischen Landschaft und ihrer Menschen.

Gertrud Bergmann erfuhr entscheidende Anregungen durch ihren Kunsterzieher (damals hieß es noch sehr bescheiden ‚Zeichenlehrer‘) Friedrich Thorban; vor allem führte er seine Schülerinnen an die Werke des Bildhauers Ernst Barlach heran, zu dessen Kreis er gehörte. Der Künstler lebte ja seit 1910 in Güstrow am Heidberg, und sein eigenes Erscheinungsbild ebenso wie sein großartiges Ehrenmal im altherwürdigen Güstrower Dom, der „Schwebende Engel“ mit den Zügen der Käthe Kollwitz ließen in dem jungen Mädchen den Wunsch reifen, selbst Bildhauerin zu werden. Und dieses Wollen war so stark, daß es sich gegen den Widerstand der Eltern durchsetzte. Wie stark diese Kraft war und ist, mag jeder ermesen, der die Statuette des Wanderers Ernst Barlach von der Hand der Künstlerin betrachtet; es ist, als ob er uns gegenüberstünde mit Mütze und Mantel, Korkzieherhosen und Wanderstock.

So ging sie denn mit 24 Jahren auf die Hochschule für Bildende Künste in Berlin; ihr Lehrer war Professor Wilhelm Gerstel, der sie sehr förderte und dessen Kleinplastiken für sie Vorbild wurden. 1942 wurde sie Meisterschülerin, und bald darauf sollte sie in der Akademie der Künste ausstellen. Da vernichtete eine einzige Bombennacht im November 1943 in Berlin alle ihre Zeichnungen und Plastiken, ein böser Schlag . . .

Doch weder dieser Schlag noch die Nöte und Sorgen der Zeit danach vermochten Gertrud Bergmann unterzukriegen. Viele Stunden verbrachte sie im Zoo, um dort geduldig die natürlichen Verhaltensweisen und die typischen Bewegungsabläufe der Tiere zu studieren, um so dem Wesenhaften auf die Spur zu kommen und ihn einzufangen, um so dem Augenblick, dem Flüchtigen Dauer zu verleihen in einer der jeweiligen Art angemessenen Geste. Die Tierplastik bildet denn auch einen gewichtigen Schwerpunkt in ihrem Werk – von der kleinen bis zur großen Form, etwa der lebensgroßen Flamingo-Gruppe für die Grundschule Spandau (1967) oder die lebensvolle Vogelgruppe „Trappen“ im Innenhof der Finow-Schule (1970). Sichtbar ist dieses Bilden nach der Natur, ohne im Abbilden stecken zu bleiben aber auch in der Kleinbronze, so in der Präsentation in diesem Hause, welche die Stiftung Mecklenburg der Künstlerin zu Ehren veranstaltet, am Beispiel des Urwelthaften des Leguans, des Mächtigen im Bären, des Füchsischen oder des Eselhaften – etwas von dem, was hinter der physischen Erscheinungsform liegt.

„Wenn ich realistisch arbeite, versuche ich das, was hinter dem Akt oder dem Porträt steckt, herauszuarbeiten“, meint die Künstlerin selber. Dieses Streben, Natur und Geist zu vereinen, das Metaphysische im Stofflichen sichtbar zu machen, gilt ganz und gar für Gertrud Bergmanns Kinderbildnisse und -gestalten. Hinter dem Zufälligen entdeckt sie das Allgemeine, etwa das Kindlich-Ungelenke, das Selbstvergessene, das Versunkensein im Spiel, das Hingegebenheit, das Ephetenhafte usw.

Neben der Gesamtform spricht die Binnenstruktur; mit dem Gestus der Oberfläche – und im Ganzen und dahinter die Liebe, das Humanum der Künstlerin: die Mitte ihres Bemühens.

Alles Gesagte gilt auch und in besonderem Maße für ihre Medaillen; ich habe mich dazu bereits geäußert, und darum möchte ich hier aus einer Mitteilung der Deutschen Medaillengesellschaft (Sitz Köln) zitieren, die zur jüngsten Arbeit der Bergmann, ihrer Goethe-Medaille zum Goethejahr 1982, erschienen ist:

„. . . Zum kommenden Goethejahr hat unser Künstlermitglied, die Berliner Bildhauerin Gertrud Bergmann eine Medaille auf den großen Dichter geschaffen, die sich würdig an ihre bedeutenden Medaillen und Plaketten anreicht . . .

Die Vorderseite zeigt das Porträt des Dichters in hohem Alter. Das mächtige Haupt, nach links gewendet, füllt das Feld bis auf eine schmale Umschrift aus. Die Künstlerin hat zeitgenössische Vorbilder – vor allem wohl die Kreidezeichnung von Ludwig Sebbers (1827) – mit ihren eigenen Vorstellungen von einem Idealbild zusammenfließen lassen, das die Gedankenwelt Goethes in seinen letzten Lebensjahren widerspiegelt. Aus den Zügen sprechen Ernst, Festigkeit und ein wenig Stolz . . .

Auf unserer Medaille finden wir diese Stimmungslage wieder: Der Blick ist ins Weite gerichtet; die schmalen Lippen und der heruntergezogene Mundwinkel zeigen Skepsis. Die hochgezogenen Augenbrauen mögen andeuten, daß er mit Zurückhaltung und Erstaunen auf den Kampf sieht, den Romantiker, Pietisten und Nationalisten gegen sein literarisches Werk, gegen seinen geistigen Einfluß und gegen sein individualistisches, klassisches Weltbild führen. Im Ganzen zeigt das Porträt aber auch von der Selbstsicherheit, die Goethe bis in seine letzten Lebenstage bewahrte und ihn den Türmer Lynkeus sagen ließ:

„Ihr glücklichen Augen,  
Was je ihr gesehen,  
Es sei, wie es wolle,  
Es war doch so schön.“

Gertrud Bergmann hat uns ein Goethe-Porträt vorgestellt, das hohen geistigen Ansprüchen gerecht wird.

Wir dürfen zunächst annehmen, daß die Künstlerin dem ernstesten Klassiker den volkstümlichen Fabulierer entgegenstellen wollte, um die Spannweite seines Schaffens und seiner Gedankenwelt aufzuzeigen. In der Tat ist die Walpurgisnacht eine der farbigsten, die Extreme vereinigenden Szenen . . .

So sind Porträt und Darstellung aus dem dichterischen Werk Goethes – beide auf dem beschränkten Raum einer Medaille höchst kunstvoll gestaltet – sinnreich miteinander verbunden und gewähren dem Medaillen- wie dem Goethefreund große Freude“.

Eine liebenswerte Reihe, die unter dem Titel „Die Schöpfung“ steht, zeigt Miniaturreliefs mit 20 Motiven (bisher), die in der „Gottesanbeterin“, den „Seepferdchen“ u. a. die heiterlebensbejahende Grundstimmung unserer Künstlerin sehr schön zeigen.

Daß Gertrud Bergmann auch Kunsterzieherin ist, sei um der Vollständigkeit willen angeführt.

Seit 1952 – das sind 30 Jahre! – bis heute ist sie Dozentin an der VHS Berlin-Charlottenburg. Hier leitet sie junge und alte Menschen an zu kreativem Arbeiten als einem bedeutsamen Weg sinnerfüllter Freizeit- und Lebensgestaltung. Besuche im Zoo zur Beobachtung des Natürlichen und Besuche im Museum dienen ihr und den Schülern zur erhellenden Einsicht für eigenes Schaffen – und dieses wiederum als Gegenkraft gegen eine Umwelt, in der anonyme Steuerungsfaktoren immer mächtiger werden und die Gefahr der Enthumanisierung heraufbeschwören.

Großes im Kleinen gestalten, Kleines zur Größe werden lassen – und das alles in Bescheidenheit, gepaart mit Menschlichkeit – ohne Pathos und ohne einem modischen Trend nachlaufend, dem Gesetz, das sie in sich trägt folgend, das ist für mich der Mensch, der Künstler Gertrud Bergmann – und darum, gerade darum ist es so wichtig, daß dieser Kulturpreis verliehen wird auch an die „Stillen im Lande“, die den Geist des Humanen tragen in unserer lauten Zeit.

hj X/1982

## In memoriam Herrn Doktor Ernst Urbahn und Frau Herta

Durch die freundliche Vermittlung von Frau Annalise Wagner erhielten wir von Frau Lotte Kiesel in Zehdenick bei Berlin den folgenden Nekrolog auf Dr. phil. Ernst Urbahn und Frau Herta Urbahn geb. Schroer. Dr. Ernst Urbahn war ein in Fachkreisen bekannter Entomologe. Er war Träger der Leibniz-Medaille und Inhaber hoher wissenschaftlicher Auszeichnungen sowie Ehrenbürger der Stadt Zehdenick. Er war Schüler des Carolinum und Abiturient Ostern 1908.

In unserer Zeitschrift erschienen mehrfach von ihm interessante Beiträge über Entomologie in seiner mecklenburgischen Heimat und Reiseberichte über Fachtagungen in Finnland und in der Schweiz, zu denen er wegen seines in Fachkreisen bekannten Namens eingeladen wurde.

Folgende Beiträge von Dr. Urbahn erschienen im Carolinum: in

Heft 27	Zu Gast bei finnischen und schwedischen Entomologen	1958
34	Der „Bock“, eine neue Ostseeinsel	1961
35	Ein nächtlicher Pirschgang auf Schmetterlinge	1962
38	Das Naturschutzgebiet „Ostufer der Müritz“ und eins seiner Charaktertiere	1963
41	Wanderfalter und Falterwanderungen	1964
45	Insektenleben im Winter	1966
49	Eine entomologische Schweizreise	1967

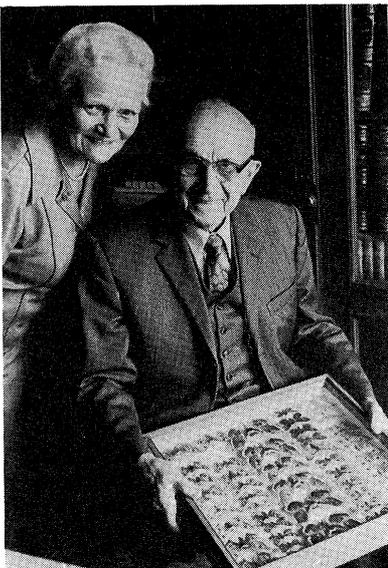
### *Frau Kiesel schreibt:*

Zwei liebenswerte, tatkräftige und lebensvolle Menschen sind am 14. und 15. Januar 1983 von uns gegangen: Herr Doktor Ernst Urbahn und seine unermüdliche Mitarbeiterin und Ehefrau Herta. Er wurde fast 95 Jahre alt, und sie hat ihr 83. Lebensjahr nicht mehr vollendet.

Herr Doktor Urbahn war ein bedeutender Entomologe, in dessen Lebensmittelpunkt die Erforschung der Schmetterlinge stand. Ihre Zehdenicker Sammlung von 25 000 Exemplaren haben sie dem Naturkundemuseum in Berlin, Invalidenstraße, vererbt.

Herr Doktor Urbahn und seine Gattin waren nicht nur ein glückliches Ehepaar, sondern auch ein hervorragendes Forscherteam. Frau Herta wurde ihrem Mann mit den Jahren ebenbürtig, sie hat ihn bis zuletzt mit ihrer Energie und ihrem eigenen großen Wissen getragen, als bei ihm das Hören und Sehen so nachgelassen hatte, daß er seiner geliebten Arbeit nicht mehr nachgehen konnte und oft deswegen verzweifelt war.

25 Jahre wirkte Herr Doktor Urbahn als beliebter Lehrer im ehemaligen Stettin. In 20 Jahren Arbeit wurde das in Fachkreisen hochgeschätzte Werk: „Die



Doktor Ernst Urbahn und Frau Herta

Schmetterlinge Pommerns“ geschaffen, und in Stettin eine umfangreiche Sammlung aufgebaut, die leider in den Kriegswirren zerstört wurde. Mit einem selbstgebauten Wägelchen machten sich beide im Spätsommer 1945 zu Fuß auf den Weg zu seinem Elternhaus in die Heimatstadt Zehdenick, wo Herr Doktor Urbahn als einer der Männer der

ersten Stunde wirkte und dann die Leitung der späteren Erweiterten Oberschule übernahm. Von vielen Lehrern und Schülern noch heute verehrt, weil er sein reiches Wissen auf eine unnachahmliche, heitere und selbstverständliche Art weitergeben konnte, freuten sich doch beide auf das Rentenalter, um weiter an ihrem Lebenswerk arbeiten zu können.

185 wissenschaftliche Publikationen fanden reichen Widerhall in der Fachwelt, denn ihr Urteil galt als unbestechlich. 17 Anerkennungen des In- und Auslandes wurden ihnen zuerkannt, darunter die Leibnizmedaille der Akademie der Wissenschaften Berlin. Außerdem war Herr Doktor Urbahn Ehrenbürger unserer Heimatstadt.

Beide wirkten im Naturschutz der DDR mit und waren bis zum letzten Lebensmonat in unserer Gruppe Natur- und Heimatfreunde des Kulturbundes der DDR tätig.

Der Sommer war immer zu kurz für ihre Pläne. So führten sie früher Forschungen auf Hiddensee, dem Bock, im Peenemoor, um Jena und in der weiteren und näheren Umgebung von Zehdenick durch. In den letzten Jahren arbeiteten sie fast ausschließlich im größten Naturschutzgebiet der DDR „Ostufer der Müritz“, immer noch unermüdlich in ihrem hohen Alter und immer noch „vorne dran“. Sie wohnten dort 12 km von Waren/Müritz entfernt in dem einsamen Waldhaus eines Institutes, ganz auf sich gestellt, unter Fjäll-Rindern, Kranichen, Wildgänsen, Schlangen und entsetzlich vielen Mücken.

Als Herr Doktor Urbahn 90 Jahre alt geworden war, sollten beide auf den Rat ihrer Ärztin beim täglichen Schwimmen auf den Kopfsprung in's Wasser verzichten. Sie gehorchten in Müritzhof auch brav drei Tage lang. Danach brieteten sie wieder auf dem großen hölzernen Steg in der Sonne und gingen dann für eine Minute in den Baumschatten, um „sich abzukühlen“. Er sagte: „Nun kommt es eigentlich auch nicht mehr darauf an“. Sie hatte sofort verstanden, und zusammen gingen sie an den Rand des Steges, Arme über den Kopf, und nach ihrem „eins - zwei - drei“ - sprangen beide wieder mit Kopfsprung in's Wasser, noch bis 1981; da war er immerhin 93 Jahre alt!

Die Naturschutzlehrstätte Müritzhof liegt etwa einen Kilometer von dort landeinwärts. Von der kleinen Anhöhe konnte man die starken elektrischen Birnen leuchten sehen, mit denen Urbahns des Nachts Lichtfang betrieb. So bekamen sie oft Besuch von den Lehrgangsteilnehmern. Zwei Filme sind von ihrer Arbeit und ihrer Freizeit dort gedreht worden.

Vielen Freunden in aller Welt sind Urbahns Beispiel für sinnvolle Lebensgestaltung; sie waren mit Leib und Seele Naturwissenschaftler. Wir durften teilhaben an zwei selten erfüllten Leben und gedenken ihrer in Liebe und Dankbarkeit.

Lotte Kiesel, Zehdenick (1434) DDR, Friedhofstraße 26

## Bücher und Buchbesprechungen

1982 erschien in den USA ein Buch von Gordon A. Craig unter dem Titel „The Germans“. Craig ist Professor of Humanity Emeritus an der Stanford University. Er kam zum erstenmal nach Deutschland als Student in den dreißiger Jahren und hat später bei deutschen Historikern und Professoren für deutsche Literatur an der Universität Princeton studiert, die zuvor in Deutschland gelehrt hatten und in die USA emigriert waren. An der Yale-Universität war er gleichfalls mit emigrierten deutschen Dozenten befreundet, wie wir aus seiner autobiographischen Einleitung zur deutschen Übersetzung des Buches erfahren. Er berichtet darin über das Interesse an Deutschland in den USA und die Teilnahme, die unsere Probleme damals wie heute finden.

Die deutsche Ausgabe des Buches erschien 1982 – inzwischen bereits in zweiter Auflage – übersetzt von Hermann Stiehl in der C. Beck'schen Verlagsbuchhandlung München unter dem Titel: Gordon A. Craig – Über die Deutschen.

Frau Ruth Pantel geb. Cordua schickte uns, bevor die deutsche Ausgabe des Buches vorlag, eine Leseprobe aus dem ersten Teil des Buches „Vergangenheit und Gegenwart – Historische Perspektiven“ in eigener Übersetzung. Frau Pantel schrieb: „Gordon A. Craig hat sich ganz auf deutsche Geschichte spezialisiert. Sein Buch ‚Germany 1866 – 1945‘ brachte ihm den Geschichtspreis der Stadt Münster/Westf. und die Goldmedaille des Commonwealth Club von Kalifornien. Craig ist Präsident der American Historical Association und Mitglied der Berliner Geschichtskommission.

Im vorliegenden Werk ‚The Germans‘, das in fünfjähriger Arbeit entstand, nimmt er als Historiker in meisterlicher Präzision Stellung zu Land und Leuten des deutschen Raumes. Das Buch gliedert sich in drei Teile:

- I. Vergangenheit und Gegenwart
- II. Wechsel und Kontinuität
- III. Gegenwart und Zukunft

Es enthält Kapitel über Religion, Geld, Deutsche und Juden, die Stellung der Frau, Professoren und Studenten über Romantiker, Literatur und Gesellschaft und ‚Berlin, Spree-Athen und Stadt der Krisen‘ sowie einen Anhang über die ‚Schreckliche Deutsche Sprache‘. Im I. Kapitel werden die großen geschichtlichen Zusammenhänge geschildert und aufgezeigt, sozusagen von Karl dem Großen bis zur Gegenwart, ‚in a nutshell‘ (20 Druckseiten).

Ich habe einige Seiten übersetzt und lege sie als Leseprobe bei.“

Begreiflicherweise können wir diese Übersetzung nicht drucken und verweisen auf die oben genannte deutsche Übersetzung.

\* \* \*

Von dem vielseitigen Schriftsteller Otthinrich Müller-Ramelsloh liegen zwei Neuerscheinungen vor, die hiermit vorgestellt werden. Zunächst ein Roman, der in dem vom Schriftsteller bevorzugten Bereich nordischer Heldensagen angesiedelt ist, mit dem Titel „Das Vermächtnis der Schildungskönige“.

Der dem Beginn der Erzählung vorangestellten Einführung zufolge handelt es sich dem Geschehen nach um eine Mischung aus romanhafter Erzählung, Sage und Geschichte, dem Gehalt nach um Symbolik und Philosophie. Ort und Zeit der Handlung sind die Nordlande und die beginnende Christianisierung in ihrer Auseinandersetzung mit dem traditionellen

Götterglauben. Alle handelnden Personen sind nach ihrem Symbolgehalt zu verstehen und sind damit Träger ethischer Maximen in sich wandelnden Glaubensvorstellungen. Dies gilt für alle Zeiten und gilt in religiös-philosophischer Hinsicht auch für die Erkenntnisse der modernen Naturwissenschaft.

Ein zweites Werk von Müller-Ramelsloh hat den anspruchsvollen Titel „Europa in der Krise und der einzige Ausweg“. Im Vorwort steht der Satz: „Die Zeit hat dem abendländischen Menschen Aufgaben von einer Größenordnung gestellt, die nur mit der vereinten Kraft seiner Völker gemeistert werden können. Die Völker Europas müssen zusammenrücken, bevor sie im einander spaltenden Haß ersticken.“ Der Hauptteil beginnt mit einer Bestandsaufnahme im kulturellen Bereich, in Schrifttum, Musik, Bildender Kunst und Architektur, für die Zeit von heute, in kritischer Sicht. Die Urteile sind hier nicht immer überzeugend. Die Rettung aus dem Verfall sieht Müller-Ramelsloh im Glauben aus Transzendenzbewußtsein. Dies war der Inhalt der Lehre aller großen Geister. „Der Glauben erwächst aus der Liebe. Dichter und Philosophen sollen Seher sein, denn der Seher steht in der Liebe, liebende Gedanken aber sind Geistenergie, Harmoniekräfte des Lebens.“

Dem Schriftsteller Otthinrich Müller-Ramelsloh sind zahlreiche Ehrungen für sein philosophisch-dichterisches Werk zuteil geworden, welches neben mehreren Romanen und zwei Bänden lyrischer Gedichte vor allem eine Reihe von Dramen umfaßt, in deren Mitte meist historische Personen von Rang stehen, wie Martin Luther, Giordano Bruno, Heinrich der Löwe und Friedrich Rotbart, Ludwig der Bayer, Karl V., Talleyrand und Napoleon und zuletzt Bismarck und der Kaiser.

Der entscheidende Gedanke, besonders dargelegt in „Europa in der Krise und der einzige Ausweg“, gipfelt in der Erkenntnis, daß Natur- und Geisteswissenschaften nicht länger getrennt betrachtet und gewertet werden dürfen. Solche Gedanken werden in mehreren philosophischen Schriften erläutert, die im letzten Jahrzehnt geschrieben sind.

Die beiden genannten Bücher sind im Verlag J. G. Bläschke, A-9143 St. Michael erschienen.

\* \* \*

Es ist gewiß nur wenigen unserer Leser bekannt, daß der Begründer unseres Gymnasium Carolinum Herzog Carl in einem Roman als Mäzen erwähnt wird, der in der Literaturgeschichte durch seinen äußerst feinen psychologischen Gehalt bekannt ist. Gemeint ist der 1785 erschienene Roman Anton Reiser von Karl Philipp Moritz. Es ist der autobiographische Bericht der eigenen Jugendjahre eines armen, aber begabten Jungen, in dem er sich selbst darstellt unter dem Pseudonym Anton Reiser. Durch Selbsterkenntnis und Ehrgeiz und mit Hilfe materieller Unterstützung seiner Anlagen vermag Reiser sich soweit zu fördern, daß er es vom Hutmacherlehrling in Braunschweig bis zum Hofrat in Berlin bringt. Der Mäzen des begabten Jungen war unser Herzog Carl in der Zeit, als dieser Stadtkommandant in Hannover war, wo Reiser die Schule besuchte. Von dem Direktor seiner Schule erhielt Reiser wegen seiner Begabung den Auftrag, eine Rede auf den Geburtstag der Königin Charlotte von England, der Schwester des damaligen Prinzen Carl zu verfassen und vorzutragen. Dies brachte Reiser die Verbindung zu dem wohlwollenden Prinzen und die eigene sehr notwendige Selbstbestätigung.

Der Roman „Anton Reiser“ spielt in der Zeit zwischen Pietismus und Aufklärung und gibt ein aufschlußreiches Bild der geistigen und materiellen Zustände jener Zeit. Er ist vom Insel-Verlag 1979 nach der alten Ausgabe von 1785 neu aufgelegt und 1980 bereits in zweiter Auflage als Insel-Taschenbuch erschienen.

Die Schriftleitung